

Bärbel Lücke

Das vorläufige Ende der Reise



Erzählung

INHALT

Die Abreise (3)

*

1. Planquadrat und Ei (17)
2. Gespräch mit Zarathustra in der Kirche (24)
3. Weibliche Grotesken (32)

*

Interludium 1 (50)

*

4. Das Einhorn im Schoß (55)

*

Interludium 2 (70)

*

5. Schwan und Fabel (75)

*

Interludium 3 (93)

*

6. Der Hirsch (100)
7. Der Hauptaltar (106)
8. Das vorläufige Ende der Reise (117)

*

Interludium 4 (124)

„Die Dinge dieser Welt, die der Menschen eingeschlossen,
lassen sich besser denken. Man kann solche Haltung als
mystisch oder spekulativ verdächtigen, doch das träfe
nicht den Kern.“
Christoph Hein, Horns Ende

Die Abreise

Die leicht trüben Fenster filtern das Nachmittagslicht, das den Farbstich dünnen Kaffees annimmt. Sie ist nicht durstig. Die Assoziation stellt sich deswegen ein, weil das Licht auf den leeren Bodenflächen liegt, deren bräunliches Parkett zum ersten Mal seine Beschädigung zur Schau stellt. Die starr rechtwinklig gelegten Holzstücke sind zum Teil locker und heben sich ungleichmäßig von der Bodenfläche. An vielen Stellen zeigen sie Kratzspuren und Eindrücke. Was hat da gestanden und so deutlich seine Spuren hinterlassen. Die Gegenstände reagieren nachhaltiger und empfindlicher aufeinander. Sie steht in dem leergeräumten Wohnzimmer ihres leeren Hauses. Es ist nicht mehr ihr Haus. Sie befindet sich in diesem Haus, weil sie auf die neuen Besitzer wartet, die mit ihr zusammen die Zimmer kontrollieren werden und denen sie alle Schlüssel, die auf der Fensterbank sorgfältig und übersichtlich aufgereiht liegen, übergeben wird. Hausübergabe. Das Transportunternehmen wird ihre Möbel, ihren Hausrat über Nacht auf dem Gelände der Firma abstellen, und morgen wird sie in das andere Haus in der anderen Stadt einziehen. Sie hat die leeren Räume gesäubert. Ihre Strickjacke hängt an der Türklinke, sie hat sie für alle Fälle zurückbehalten, aber es ist heiß draußen, sie braucht sie nicht. Die letzten Zeugen ihres Lebens hier sind der weiße Plastikeimer in der Ecke und die übrigen Reinigungsutensilien. Sie hat noch viel Zeit, bis die neuen Besitzer kommen. Alles Verpacken und Verladen ist viel schneller,

viel reibungsloser verlaufen, als sie es sich vorgestellt hatte. Kein Chaos mehr, aufgeräumte Leere. Sie lässt die Wörter, diese Allerwelts-Alltagswörter, durch ihren Kopf gehen. Sie gehen dadurch wie sie durch ihr leeres Haus. Reinigungsutensilien. Reibungslos. Verladen. Aufgeräumt. Sie starrt auf den weißen Eimer, und das Karussell der Wörter in ihrem Kopf mischt sich mit den Bildern. Sie sieht sich selbst, ein Schulkind, nein, es war viel später, sie war in der zwölften Klasse des Gymnasiums. Sie sieht sich in gekrümmter Haltung in ihrer Bank sitzen, von krampfhaftem Lachen geschüttelt. In der Klasse herrscht erschrockenes Schweigen, und sie spürt den verständnislos-enttäuschten Blick ihres Deutschlehrers auf sich. Aber sie kann nicht aufhören zu lachen, gleich wird sie aufstehen, und aus dem Klassenraum laufen, und das unmäßige Lachen wird umschlagen in Weinen. Sie weiß es noch genau, sie durfte - und das war durchaus eine Auszeichnung der guten Schülerin - "Die Frühlingsfeier" von Klopstock lesen, die im Deutschunterricht besprochen werden sollte. Und sie hatte auch ganz ernsthaft angefangen, bereit, sich dem hymnischen Ton anzuvertrauen: "Nicht in den Ozean der Welten alle/ Will ich mich stürzen!", aber ehe die Magie der Worte ihre Macht über sie hätte ausüben können, las sie: "Nur um den Tropfen am Eimer,/ Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!", und der Lachreiz setzte ein und wollte nicht wieder aufhören. Das Bild des Eimers hatte alle hymnische Weihe durch ein ihr grotesk erscheinendes sprachliches Missverhältnis zerstört. Gottes unendliche Schöpfung - ein Eimer, Gottes unendliche Schöpfung im Eimer, und die Erde ein schmutziger Tropfen, sonst nichts. Das hatte sie damals sicherlich so nicht gedacht, aber etwas Derartiges empfunden hatte sie. Ihr Lachausbruch war auch grotesk gewesen. Sie starrte noch immer auf den Eimer, Reinigungsutensil, aber in so ehrwürdiger Weise "literaturfähig", wenn auch Teil einer versunkenen, toten Literatur. Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen? Nein. Bloß keine Tränen jetzt über alles Versunkene und Versinkende. Sie befindet sich in ihrem leeren Haus. Sie befindet sich. Im Zustand des Versinkens. Ein Blick auf die Uhr. Noch eine halbe Ewigkeit, bis das junge Ehepaar, die neuen Besitzer, kommen wird. Sie muss sich bewegen, sie kann nicht hier anwachsen, in diesem leeren Zimmer, auf diesem hölzernen Boden, an diesem Fleck. Sie ist hier angewachsen, seit mehr als einem Jahrzehnt, seit fünfzehn Jahren genau. Sie fängt an zu frösteln, holt sich die Jacke. Sie wird einen eigenen Rundgang durch das Haus machen, keinen zur "Kontrolle", der steht noch aus. Dieser Gang wird nur ihr gehören, bevor sie geht. Wohin? Diese Frage wird sie begleiten, sie geht überallhin mit in letzter Zeit. Die Antwort ist ja nicht die

Ortsangabe. Es wird eine norddeutsche Kleinstadt sein. Es geht um eine andere Ortsangabe. Aber da ist eine leere Stelle, eine Leere. Da ist der Nicht-Ort, Kein-Ort, da ist die U-Topie. Die eines besseren Lebens? Sie kann nicht über die fünfzehn Jahre in diesem Haus nachdenken, nicht jetzt. Sie wird an dem Neu-Ort genug Zeit zum Nachdenken haben. Hier ist wahrhaft alles zu Ende gekommen, und sie wird neu anfangen müssen am neuen Ort. Aber womit? Sie kann nichts fortsetzen. Kein verlockendes "Fortsetzung folgt" unter dem letzten Teilabschnitt. Aber ja auch kein Ende? Ein Moratorium vielleicht. Das Wort gefiel ihr. Es hatte so einen kühl-politischen Unterton. Das Moratorium als gestundete Zeit. Gab es keinen Gedanken, keinen einzigen Gedanken in ihrem leeren Kopf, der nicht schon irgendeine Zeile abrufbar hatte, einen einzigen Gedanken, nur von ihr gedacht, ein einziges schönes Wort, nur von ihr geprägt? Das bessere Leben! Es kommen härtere Tage. Der groteske Gegensatz ihres eigenen Gedankens zum lyrischen Vers. Ihr ist nicht zum lyrischen Sprechen zumute. Im besten Falle wird es ein Moratorium, eine Schwebezeit, eine Suchzeit, eine Wartezeit, eine Abwartezeit. Warte doch ab, es wird schön werden, es wird das Ganz-Andere werden. Du bist wirklich zu beneiden. Und du wirst Zeit haben, zum erstenmal Zeit. Du wirst reich sein/markenstecher uhrenkleber - manitypistin stenoküre/du wirst schön sein, höhnt es in ihren Ohren, und sie überlässt sich ohne inneres Aufbäumen dem aufgeschwemmten Bodensatz ihrer Gedanken und Assoziationen. Moratorium. Morituri. Moribundus. Sie ist noch immer im Wohnzimmer, sie hat sich nicht von der Stelle bewegt. Sie starrt auf die leere Wand, wo sich auf der nicht mehr ganz weißen Tapete staubig-schwärzlich abzeichnet, wo das Klavier gestanden hat. Sie ist in der Küche, hat eine Mahlzeit zuzubereiten. Am Abend werden sie Gäste haben. Sie hat eine Kollegin eingeladen, die seit kurzem in ihrer Nachbarschaft wohnt Die Kollegin unterrichtet Religion, sie haben sogar beide ein gemeinsames Fach, Englisch. Natürlich hat sie auch den Ehemann der Kollegin eingeladen, er unterrichtet ebenfalls an einem Gymnasium. Sie findet die Kollegin keineswegs unsympathisch, es geht sogar eine gewisse Faszination von ihr aus, von ihrem Engagement als Lehrerin, von ihrem religiösen Engagement ebenso, das sich nun auch deutlich in ihrem Wirken in der Gemeinde, zu der sie ja nun beide gehören, bemerkbar macht. Deshalb hat sie auch den Pastor der Gemeinde und seine Frau, die sie allerdings nur flüchtig kennt, dazu geladen, nicht, weil sie den Pastor oder seine Frau näher kennenlernen möchte, sondern weil sie sich fast ein bisschen vor der Kollegin fürchtet, auch davor, dass sie so deutlich spüren lässt,

dass sie einen engeren Kontakt durchaus wünscht. Sie müsste ja nicht unbedingt darauf eingehen. Sie ist sich selbst nicht ganz im Klaren darüber, warum sie es tut. Aus dem Wohnzimmer klingt Klaviermusik. Sara übt. Wenn sie in der Küche zu tun hat, hat sie es ganz gern, wenn Sara spielt. Sie versucht dann auch zuzuhören, obgleich das nur halb gelingt, weil sie sich ja auch beim Kochen konzentrieren muss. Es ist dennoch anders, als wenn sie jetzt zum Beispiel noch korrigieren müsste. Obgleich sich ihr Arbeitszimmer im oberen Stockwerk des Hauses, neben Saras Zimmer, befindet, dringen die Töne doch herauf. Es ist kein modernes Haus, aber auch nicht so alt, dass man sich auf dicke Mauern und gute Isolierung verlassen könnte. Im Gegenteil. Sie würde es Sara nicht erzählen, um sie nicht unnötig zu kränken, aber an manchen Tagen, wenn sie sehr nervös ist und sich die Klausuren auf ihrem Schreibtisch stapeln, sie zudem viel Vorbereitungsarbeit hat, verstopft sie sich die Ohren mit Wachs, eine Gefährtin des Odysseus, der nur angebunden ist, aber seine Ohren frei hat, dem betörenden Gesang der Sirenen zu lauschen. Ich habe meine Ohren selten frei. Auch meinen Kopf nicht. Ich habe keine Freizeit in einer Freizeitgesellschaft, aber Freizeit habe ich nie vermisst, wohl aber Mußezeit, ein Wort, das meine Schüler kaum noch kennen. Aber wenn sie keine Schreibtischarbeit zu verrichten hat, hört sie gerne zu. Sie versteht nichts von Musik. Für Sara, die in einem Jahr ihr Abitur machen wird und dann Musik studieren will, ist das eher angenehm. In ihrer Mutter hat sie eine Bewunderin ihres so unverhofften Talents. Sie spielt, in den Ohren ihrer Mutter, beide Instrumente souverän und wundervoll, obgleich sie Geige schon seit ihrem fünften Lebensjahr spielt, das Klavier erst später hinzukam. Die Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung an einer Musikhochschule erfordert tägliches stundenlanges Üben. Dabei ist Sara eine gute Schülerin. Sie sollte also nicht an die Anstrengung denken, die es sie manchmal kostet, neben dem Üben ihre Korrekturarbeit zu verrichten, sondern sie sollte dankbar sein, dass ihre Tochter sich so gut entwickelt hat, so energisch und zielgerichtet lernt und übt. Aber heute hat sie offensichtlich einen schlechten Tag. Sara spielt Mussorgskijs "Bilder einer Ausstellung". Sie hat sie dieses Stück so oft spielen hören, dass sie weiß, an welcher Stelle Sara sich ständig verhakt. Es ist das Ballett in der Promenade IV, das "Ballett der (nicht ausgeschlüpften) Küchlein in ihren Eierschalen". Die leichten Trippelschritte der Küken klingen heute nicht überzeugend, das Staccato und die Secundvorschläge sind zu schwerfällig. Sara hat es ihr oft erklärt, das Akkordmotiv, das komplementärrhythmisch auf beide Hände verteilt ist und mit den Staccato-Scalen wechselt. Sie lässt ihren Salat auf dem Küchentisch liegen und lehnt sich an

den Türrahmen der geöffneten Wohnzimmertür. Eine Weile steht sie so. Saras Gesicht ist angespannt. Sie spielt eine Zeitlang weiter, dann sieht sie auf. "Ich kann das nicht haben, wenn du mir so zuschaust, das weißt du." Ihre Stimme ist zugleich gereizt und müde. Das Wohnzimmer bietet das gewohnte Bild, wenn Sara übt: Noten liegen verstreut auf dem Fußboden, verschiedene Bücher geöffnet oder geschlossen dazwischen. Sie kennt die Titel: "Allgemeine Musiklehre", "Gehörbildung im Selbststudium", in Buchform gebundene Partituren verschiedener Werke, von einem blauen Schutzumschlag lächelt ein in Meditationshaltung sitzender Mann: Yehudi Menuhin, Lebensschule. "Du musst nachher das Wohnzimmer noch aufräumen, wir bekommen Besuch, du weißt ja." Sara sagt nichts. Ihre Hände hängen schlaff zwischen ihren Jeansbeinen. "Ist was?" "Ist was, ist was", echot sie. "Ich halte das nicht durch, ich kann das nicht, das ist alles nichts, mies, nichts, nichts!" "Sara!" Ihre Stimme klingt alarmiert. Sie kennt diese Zusammenbrüche bei Sara, aber je mehr sie sich in letzter Zeit häufen, desto rastloser ist sie. Sie kann Sara kaum trösten, kaum wirklich ermutigen. Sie ist es ja auch nicht, die die Tochter treibt. Vielleicht müsste sie mehr gegensteuern, aber sie weiß, daß das im Augenblick ganz zwecklos wäre. Sara liebt ihren Geigenlehrer, für ihn übt sie, für ihn will sie vollkommen sein. Und seitdem er sich für ihr Klavierspiel interessiert und sie ihm vorspielen soll, übt sie ganz fraglos über ihre Kräfte. "Bitte, Sara, mach ganz einfach Schluss für heute, es ist genug." "Genug, genug", echot Sara wieder. Heute ist die Sanfttheit ihres Wesens, die scheue Introvertiertheit eigentlich ganz erfreulich in ihr Gegenteil verkehrt. Aber sie kennt Sara zu gut, um nicht zu wissen, daß dieser Anflug von Aggression einer Neigung zu dumpfer Deprimiertheit entspringt. Sara räumt die Noten vom Klavier, klappt den Deckel krachend zu. Der Moment ist vorbei, in dem sie Sara übers Haar hätte streichen können. Wie unbeteiligt-kühl sie mit den Problemen der Tochter umgeht. Nichts als vordergründig-banale Kommentare und Aufforderungen. Sie ist selbst nervös. Das Essen für die Gäste, der noch ungedeckte Tisch. Sara kniet auf dem Teppich, ordnet und sortiert, stapelt übereinander. Jetzt, jetzt könnte sie doch noch das Haar streicheln, aber die Hand bleibt in der Luft hängen, Sara bemerkt sie nicht. Sie steht immer noch im Wohnzimmer, geht nicht in die Küche zurück. Das wird sie gleich tun. Eine andere Szene spielt sich ab in ihrem inneren Film. Es muss etwa ein Jahr später gewesen sein. Sie sitzt auf dem kleinen Sofa ihres Wohnzimmers, Saras Kopf liegt in ihrem Schoß, und endlich streicheln ihre Hände über das Haar, das lang und wirr die Hälfte ihres Schoßes bedeckt. Sara schluchzt, und sie fühlt in seltsamer Erregung, wie der feuchte Fleck größer wird, eine

feuchte, warme Stelle in ihrem Schoß. Von weit her klingt ein nicht besonders graziöses Staccato an ihr Ohr: Der Tanz der Kükenembryos, das "Ballett der (nicht ausgeschlüpften) Küchlein in ihren Eierschalen." Die Eierschale ist doch längst geplatzt. Nein, sie platzt immer wieder, und das warme Fruchtwasser läuft immer wieder aus. Immer noch ist sie eine Gebärende, immer wieder spürt sie den Trennungsschmerz der Geburt. "Aber nun hast du wenigstens Klarheit, nun weißt du wenigstens, warum er sich so verhalten musste." Sie ist so unbeholfen im Trösten, so ohnmächtig, so hilflos. Sie ist immer selbst des Trostes bedürftig, wenn sie Sara tröstet, denn sie leidet Sa-ras Leiden mit, anders, sie weiß das, aber sie leidet. "Es war wie ein Sturz, ich glaubte, der Boden tut sich unter mir auf. Ich bin noch gar nicht unten angekommen. Ich komme bestimmt nie unten an." Wie tief ist das Bodenlose, die bodenlose Enttäuschung, der bodenlose Schmerz einer jungen Frau, die Saras Erlebnis hatte. Am Nachmittag war sie in die Landeshauptstadt gefahren, die nur eine halbe Zugstunde von der Stadt entfernt ist, in der sie wohnt. Sie hat ihr erstes Rendezvous mit ihrem Geigenlehrer. Aber er hat sie nicht zu sich eingeladen, sondern zu einem Konzert in der Musikhochschule. Aus seinen Andeutungen hat Sara entnehmen können, daß er schon lange weiß, daß sie ihn liebt. Nach der Schule hat sie sich im Badezimmer eingeschlossen, kaum etwas gegessen. Eine leuchtende Sara schwebt die Treppe hinunter. "Wie sehe ich aus?" "Super." Sie benutzt ein Jargon-Wort, aber es enthält keine Ironie. Sie findet Sara schön, aber sie sieht diesem Rendezvous mit etwas beklommene-m Geföhl entgegen. Immerhin ist der junge Mann nicht mehr ganz so jung, was soll aus dieser Beziehung, wenn sich eine daraus entwickelt, werden? Von ihren Ängsten sagt sie der Tochter nichts. Wie könnte sie, in diesem Augenblick? Saras hennarot getönte Haare wellen sich sanft um das schmale Gesicht. Sie hat ihre Ohrringe aus dem Afghanen-Shop ausgewählt, das matte Kupferblech ist altmodisch verschnörkelt und enthält einen blauen falschen Edelstein, der die Farbe ihrer Augen hat. Eine dunkelgrüne Baumwollbluse mit Spitzeneinsatz aus demselben Geschäft zum engen schwarzen Cordrock. Sie steht immer noch auf halber Treppenhöhe, eine schlanke, große Gestalt, zerbrechlich jung. So muss sie vor der Musikhochschule ihm gegenübergestanden haben. Er sieht sie kommen, geht auf sie zu. "Hallo, Sara." So begrüßt man sich. Er legt leicht, ganz leicht den Arm um sie. "Ich möchte dich meinem Freund vorstellen, er ist heute Abend auch hier." Leicht verwirrt lässt sie sich führen. Sie gehen auf einen jungen Mann zu, der sie lächelnd erwartet. Die beiden Männer stehen eng

beieinander, sie sieht, wie sie sich umarmen, auf den Mund küssen, in die Augen sehen. Das ist der Moment, in dem sich der Boden auftut, und sie fällt, während sie auf dem Fleck steht, der zu einem Punkt schrumpft, zu einem winzigen schwarzen Punkt. Sie läuft nicht weg. Sie gibt dem jungen Mann artig die Hand. Sie wagt es nicht, den anderen anzusehen. Sara weint in ihren Schoß. Es ist schon spät, und sie friert, trotz der immer größer werdenden warmen Stelle. „Wir waren noch zusammen essen nach dem Konzert,“ Saras Stimme ist tränensatt, „er hat es mir demonstrieren wollen, es war ein verabredetes Spiel. Er findet es auch grausam, aber er wusste nicht, wie er es mir sagen sollte. Er fürchtete, ich hätte es ihm nicht geglaubt, vielleicht für eine Ausrede gehalten.“ „Ja“, hört sie auf einem nahe gelegenen Bauernhof Brot backen. Sie trug das Hauptgericht hinein, und für eine Weile wurde das Gespräch etwas schleppender. Es ging um das "Hoyaer Modell", ein vorgezogener Konfirmandenunterricht, bei dem auch Mütter Kinder unterrichteten, die in jüngerem, noch prägbarerem Alter mit religiösen Inhalten bekanntgemacht werden sollten. Der Pastor hatte dieses Modell unter großen Schwierigkeiten in der Gemeinde durchgesetzt. Dann lobte der Mann der Kollegin den Pastor für eine andere Initiative, die das Gemeindeleben sehr bereichert habe: Der Kindergottesdienst fand nun zeitgleich mit dem Hauptgottesdienst statt. "Die Kinder erleben den ersten Teil des Gottesdienstes mit den Erwachsenen gemeinsam, so werden sie mit der Liturgie gleich ein Stück weit vertraut", sagte die Kollegin. Sie spürte, wie eine leichte Antipathie in ihr hochstieg. Ständig hörte sie dieses "ein Stück weit", es war eine der sprachlichen Modewendungen, mit denen sie sich nicht abfinden konnte. Ines, die Kollegin, benutzte ständig solche Wendungen: "Wir müssen das noch einmal durchbuchstabieren", wenn sie meinte, etwas müsse noch einmal kritisch geprüft, neu durchdacht werden. Sie unterschied auch penetrant zwischen dem, was aus dem "Bauch" kam, und den "Kopfgeburten". Sie konnte sich einer etwas unappetitlichen Vorstellung nie erwehren, wenn die "Bauch-Formel" mal wieder herhalten musste. Was genau meinte sie damit? Das Unreflektierte, Ursprüngliche, Spontane? Warum nannte sie es dann nicht so? Aber vielleicht übertrieb sie auch mit ihren sprachlichen Idiosynkrasien. Erst letztes Jahr hatte ihr eine zehnte Klasse, die sie nach zwei Jahren Deutschunterricht abgab, ein Taschenbuch geschenkt: "Deutsch für Besserwisser", aber wenigstens hatten alle ihren Namen ins Buch geschrieben, das nahm der Kritik den scharfen Stachel zur Straße hin abgeschirmt durch die Hinterwände mehrerer Garagen, die jetzt durch Sträucher und Büsche halb bedeckt waren. Zum

Nachbarn hin ebenfalls Buschwerk, in der Mitte Rasen, eine große Fläche. Früher hatten hier eine Kinderschaukel gestanden und ein Sandkasten. Einen Augenblick lang blitzte ein anderes Sommerbild vor ihr auf: Sara schwang sich übermütig auf dem Schaukelbrett, davor ein Plastik-Schwimmbecken, in das sie vom höchsten Punkt hineinsprang. Ein Jubelsommerschrei zerriss aufspritzend die Luft. Jetzt war in der Mitte des Rasens ein rundes Rosenrondell, Polyantha wucherten rot. Ich sah des Sommers letzte Rose stehn, sie war, als ob sie bluten wollte, rot. Da sprach ich schauernd im Vorübergehn, zu weit im Leben, ist zu nah am Tod. Sie war nicht mehr weit im Leben. Sie war draußen. Und draußen war plötzlich der tote Goldregenbusch über und über voller giftiger gelber Dolden. Der giftige Frühling, der blutende Sommer. Erinnerungen? Es ist nicht das Haus. Es ist nicht der Garten, der schon im Sommer sterbende. Mein Leben stirbt hier mit mir. Du bist ein bisschen reichlich pathetisch, findest du nicht? Davon kannst du dich überzeugen, der Film ist wieder intakt. Lehn dich zurück in deinem Kinosessel. Es geht weiter. Seit Tagen schon ist sie aufgeregt, weil sie weiß, daß ihre Mutter kommt. Wie lange ist das her? Sie hat das Haus gesäubert - Reinigungsutensilien -, denn die ersten Bemerkungen der Mutter werden dem Zustand des Hauses gelten. Ist sie wirklich seit Jahren verheiratet, Studienrätin und selbst Mutter? Wenn ihre Mutter kommt, ist sie ein Kind. Sie weiß nicht, wie man seiner Mutter gegenüber erwachsen wird, wenn die es nicht zulässt. Sie läuft zum Fenster, weil sie ein Motorengeräusch gehört hat. Der Zug war also pünktlich, sie sieht ihren Mann den Koffer aus dem Auto heben. Unter ihrer Angst spürt sie eine Welle von Zärtlichkeit hochdrängen, als sie das zarte, auch im Alter noch schöne Gesicht ihrer Mutter sieht. Sie läuft zur Tür, umarmt ihre Mutter. "War dein Pony immer schon so lang, oder hast du deine Frisur geändert?" Sie hört den Untertext, der jeder Subtilität entbehrt: Deine Frisur gefällt mir nicht! Die schöne Welle Zärtlichkeit wird von der Unterströmung weggezogen wie bei beginnender Flut. Nicht einmal eine kleine Schaumkrone bleibt zurück. Am Abend klagt die Mutter über ihr Alleinsein. Sie fühlt sich auch von der älteren Tochter vernachlässigt, die bei ihrem turbulenten Leben mit Mann und drei Töchtern kaum Zeit für sie habe. "Aber du hast doch deinen jour fixe, deinen Montag, den verbringst du nun schon seit dreißig Jahren bei ihr. Ist das denn nichts?" Sie hat den Anspruch der Mutter auf diesen Tag immer als monströs empfunden und bewundert die Schwester, wie sie das mit stoischem Gleichmut erträgt. "Aber du kennst doch Klemens: Das Wochenende gehört der Familie! Müssen sie denn jedes Wochenende auf dem Boot verbringen? Bin ich nicht die Familie? Wenn ich mir die Kinder meiner

Bekannten und Freundinnen ansehe, wie rührend die..." "Ja, entschuldige, ich brauche etwas zu trinken. Was darf ich dir geben?" Sie kennt diese Klagen, flüchtet für einen Moment in die Küche. Als sie zurückkommt, hat ihre Mutter einen weinerlichen Zug um den Mund. Sie erschrickt. Was hat sie Falsches gesagt? "Diese Vasen, Kind, du solltest sie wirklich nicht so in der Ecke des Regals verschwinden lassen, sie kommen dort gar nicht zur Geltung." Und sie sieht ihre Mutter zum Bücherregal gehen und mit den Vasen hantieren. An dieser Wand hat das Regal gestanden. Aus dieser Wand willst du ewig auf die Vasen starren, die nun so stehen, wie du sie nie stehen haben wolltest? Wovor hast du Angst? Wovor hast du Angst? Wovor hast du Angst? Es ist das Echo ihrer eigenen Schritte, das in dem leeren Haus verhallt und das ihren einzigen Gedanken rhythmisch unterlegt. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Oder doch. Vor diesem Wort, das seine kühle Faszination zu verlieren beginnt. Nicht vor dem Wort. Nicht vor dem Wort. Sie bleibt stehen. Das Auf- und Abgehen in dem Zimmer, in dem nun so viel Platz ist, tut ihr nicht gut. Jeder Schritt stampft ihre Worte im Kopf fest. Wenn sie stehenbleibt, dehnt sich ihr Kopfinneres in den leeren Raum, saugt gleichsam dessen Leere auf. Sie würde gerne sitzen, im ganzen Körper spürt sie ihre Müdigkeit. Die Treppenstufen bleiben ihr als Möglichkeit, das zerkratzte Holz schimmert auch noch unter der leichten Staubdecke warm hindurch. Immer haben diese Stufen ein bisschen geknarrt. Am Anfang hat es sie gestört, später hat sie es gar nicht mehr wahrgenommen. Obwohl sie gerne sitzen möchte, geht sie die Treppe hoch, horcht dem Knarren der Stufen nach. Das Arbeitszimmer ihres Mannes, Saras Zimmer, das Bad, ihr Arbeitszimmer, ein Ensemble von eher kleinen Räumen mit schrägen Wänden, die aber selbst in ihrem kahlen Verlassenheitszustand, in ihrer Abgewohntheit und tristen Staubigkeit trotz all ihrer Bemühungen so aussehen, als wollten sie ihr Trost zusprechen in ihrer ungleich größeren Verlassenheit und Abgewohntheit. Sie fühlt sich abgewohnt wie dieses Haus, das nun von seinen jungen Besitzern ganz neu gestaltet werden würde. Alles würde erneuert werden, die Parkettböden geschliffen, die Tapeten gewechselt, auch in den Bädern würde man schöner wohnen. Wie wohne ich in mir? Ich bin ausgezogen. Ich bin ausgezogen aus mir, aus meinem abgewohnten Inneren. Ihr Arbeitszimmer sah aus wie immer. Hinter dem Schreibtisch bildeten die Bücherregale eine freundliche Wand, alles ein bisschen schief, vollgestopft. Auf dem Schreibtisch stapelten sich die üblichen Hefte und Hefter. In ihrem Leistungskurs Deutsch bespricht sie die Epoche der Romantik. In der letzten

Klausur hat sie die Schülerinnen und Schüler einen Text von Tieck interpretieren lassen: "Ein wunderbares morgenländisches Märchen von einem nackten Heiligen". Es ist ein Erlösungsmärchen, in dem der nackte Heilige, gepeinigt und gemartert von der Vorstellung der verrinnenden Zeit, selbst in den Verlauf der Zeit einzugreifen versucht, während ihn das Rad der Zeit zermalmt. Sie hat alle Arbeiten durchgesehen, ist dabei, ihre Kommentare unter die Aufsätze zu schreiben: "Sie haben eine sinnvolle Deutung des Märchens gefunden, Bettina! Erfreulich ist auch, daß Sie eine Reihe von Kenntnissen zur romantischen Erkenntnistheorie und Utopie überzeugend einarbeiten. Ein Mangel Ihrer Arbeit ist leider...." Sie lehnt sich zurück, ihr Rücken schmerzt. Nie hat sie die richtige Sitzhaltung. Unten übt Sara Klavier, aber heute stört sie diese Geräuschkulisse nicht. Ihr Blick bleibt müde in den Bäumen des Nachbargartens hängen. Morgen hat sie ihren Deutsch-Grundkurs wieder, eine Doppelstunde, die sie noch vorbereiten muss. Der Grundkurs ist erheblich schwieriger zu unterrichten als der Leistungskurs, die Mädchen in diesem Kurs sind desinteressiert, passiv, die Jungen tun in manchen Stunden so, als seien sie in die falsche Veranstaltung geraten und rebellieren, weil man sie unerlaubterweise festhält. In diesem Kurs ist ihr zum erstenmal bewusst geworden, daß man das schöne Wort von der Motivation zur beliebigen Waffe gegen jeden Lehrer schmieden kann: Ich leiste in Ihrem Kurs nichts, weil Sie mich nicht motiviert haben. Kein Schüler ist heute mehr bloß schlicht faul. Was für herrliche Zeiten müssen das gewesen sein, als Schüler noch, vielleicht mit einem Hauch von schlechtem Gewissen, faul waren. Heute sind sie nur nicht richtig, nicht ausreichend oder gar nicht motiviert. Wer motiviert mich mal ein bisschen? Sie sollte den Spieß umdrehen und ihre Schüler bitten... Aber denen war sie ja übermotiviert. Es kam nur nichts rüber. Falsche Frequenz, oder vielleicht war sie überhaupt nicht verkabelt? Sie hasste sich, wenn sie bitter wurde, müde und dumm. Sie sollte unterbrechen und Einkäufe erledigen, morgen Nachmittag war Dienstbesprechung Englisch, und sie würde keine Zeit dazu haben. Endlich nahm sie den Klingelton wahr, es musste schon mehrmals geläutet haben. Erleichtert stand sie auf, ging die knarrenden Stufen hinunter, öffnete die Tür. "Sylvia! Das ist eine Überraschung. Was führt Sie zu mir?" Wie beim Arzt in der Sprechstunde, immer der falsche Ton. Sylvia war eine Schülerin aus ihrem Deutsch-Grundkurs, auch eine von denen, die sie entweder falsch oder nicht ausreichend oder gar nicht motiviert hatte. Sie war sich noch nicht ganz im Klaren darüber. Sylvia wohnte in der Nachbarschaft, aber sie sahen sich eher selten. "Kommen Sie."

Sie ging die Treppe hinauf, bot Sylvia einen der beiden kleinen Sessel um einen winzigen runden Tisch an. Sylvia war nervös. Sie saß etwas steif auf dem Sesselrand, wirkte unsicher, verkrampft. Sie hatte große verträumte Augen, die vielleicht auch etwas schläfrig wirkten. Es ging überhaupt etwas Schläfriges von ihr aus. Sie war eine sehr stille Schülerin. Unter der Schläfrigkeit des Blicks schien aber immer ein versteckter Trotz oder Vorwurf zu liegen, sie hätte sich nur nicht erklären können, ob der Vorwurf ihr galt und warum. Er galt ihr, sie wusste es, als Sylvia aus ihrer Jutetasche ein paar Blätter Papier gezogen hatte. Das war ihre Handschrift am Rand, es war die Klausur, die sie in der letzten Deutschstunde zurückgegeben hatte. Sie wartete. Sylvias Augen richteten sich nun in ihrer beleidigten Schläfrigkeit auf sie. Und obwohl sie sich eigentlich gegen sie richteten, fand sie Sylvias Augensprache auf eine merkwürdige Weise anziehend. Sie gab dem ganzen Gesicht etwas Ungeschütztes. "Ich wollte mit Ihnen noch mal über meine Deutschklausur sprechen", sagte Sylvia. „Ja, natürlich. Was ist es denn?“ „Ich finde, daß ich zu wenig Punkte bekommen habe“, sagte Sylvia, „es ist doch eigentlich alles berücksichtigt, was die Aufgabenstellung verlangt.“ "Ich nehme an, daß Sie meinen Kommentar unter Ihrer Arbeit gelesen haben, aber erscheint Sie nicht überzeugt zu haben“, sagte sie freundlich. "Wollen wir den Text noch einmal gemeinsam durchgehen?" Sylvia nickte. Es war ein Ausschnitt aus „Effi Briest“ zu analysieren gewesen. Sie überflog die Aufgabenstellung: "Analysieren Sie in diesem Textteil das Verhältnis zwischen Effi und Crampas, indem Sie die Gesprächsführung, Gesten etc. genau verfolgen. Gehen Sie ein auf die besondere Symbolik und ihre Funktion für diese Szene und im Hinblick auf den ganzen Roman. Erläutern Sie den Funktionswert der Parallelanekdoten (wie oben)... "Lesen wir doch gemeinsam, was Sie geschrieben haben, Sylvia. Machen wir es Punkt für Punkt." Sylvia nickt wieder, schaut fragend. Dann beginnt sie vorzulesen: "Crampas wünscht sich, ein Verhältnis mit Effi zu beginnen, und deren innerer Widerstand wird schwächer. Nach außen versucht sie weiterhin, Abstand zu halten. Als Crampas Effi mit Vornamen anspricht, schaut sie Crampas an, als ob ihr das unangebracht scheint, doch in Wirklichkeit wünscht sie sich ja solche Vertrautheit. Besonders deutlich wird Effis Wunsch, die äußere Form zu wahren, nach dem Picknick. Crampas möchte das Glas, aus dem Effi getrunken hat, behalten. Nach außen hin macht Effi sich darüber lustig, aber andererseits verbietet sie Crampas nicht, das Glas mitzunehmen. Zitat: "Behalten Sie das Glas, aber bitte, ziehen Sie nicht Schlüsse daraus, die mich kompromittieren." Effi ist

in einem Zwiespalt. Auf der einen Seite möchte sie ein Verhältnis mit Crampas beginnen, aber auf der anderen Seite hat sie auch Angst vor einem gesellschaftlichen Skandal. Während des Gesprächs lässt es Effi zu, daß Crampas ihre Hand berührt, und sie geht auf die Geschichten ein, die Crampas ihr erzählt..." Sylvia liest ihren eigenen Text recht ausdrucksvoll, und sie muss zugeben, daß er gewinnt. Aber sie verfolgt auch ihre Randbemerkungen. "Textbelege?" wird da ständig angemahnt oder "Textauswertung?". Viel rot, aber auch öfter grün für die gelungenen Passagen. Das sollte den Schülern zeigen, daß der korrigierende Lehrer nicht nur auf der Jagd nach Fehlern und Mängeln war. Auf der Jagd... Sylvias Stimme ist schön; das ist ihr im Unterricht noch nicht aufgefallen. Wie auch, wenn Sylvia nie etwas sagt. "Ein sehr wichtiges Symbol für diese Szene ist das Meer..." Halt. Halt. Warum liest Sylvia weiter gegen die Verabredung. Punkt für Punkt. Sie müssten jetzt konsequenterweise erst den ersten Teil besprechen. Warum stoppt sie Sylvia nicht. Was ist überhaupt mit ihr los? Das "Meer" hat sie weit weg gespült. Wie ein Stück Treibgut ist ihr Blick seit längerem an dem einen Satz im Text hängengeblieben, den sie beim stummen Mitlesen verfolgt: "Während des Gesprächs lässt es Effi zu, daß Crampas ihre Hand berührt..." Eine andere Szene steht längst vor ihrem inneren Auge. Dort, wo jetzt Sylvia sitzt, saß er. Sie gingen gemeinsam einen Text durch, ähnlich wie jetzt, nur daß es eine Abiturarbeit war und ihr Gegenüber der Korreferent, ein Kollege, den sie sehr schätzte. Zum erstenmal hatte sie sich auf diese Form der notwendigen Zusammenarbeit, die oft so qualvoll und enttäuschend war, weil sie manche Charakterzüge oder fachliche Inkompetenzen der Kollegen enthüllte, die man besser nicht erfahren hätte, gefreut, obgleich sie nicht hätte erklären können, worauf diese Freude eigentlich beruhte. Der Kollege war ihr sympathisch, sein Unterricht galt als kompetent und interessant. Ihr Verhältnis zueinander war ein belangloses Gruß-Verhältnis; da er im Lehrerzimmer, wo es für die meisten Kollegen eine feste Sitzordnung gab - nur an ein paar Tischen wechselte diese Sitzordnung - nicht am selben Tisch mit ihr saß, gab es nur flüchtige Gesprächsanlässe. Die freilich hatte sie immer auf eine merkwürdige Weise genossen. Dieses Korreferat war nicht auf persönliche Absprache hin zustande gekommen, was möglich gewesen wäre, sondern der zuständige Koordinator hatte das so verfügt. Sie hatte nicht nachgefragt, warum. Sie hatte aber diesen Zufall mit leiser Erregung zur Kenntnis genommen, als sie auf der Liste seinen Namen neben dem ihren fand. Nachzufragen hätte fast bedeutet, das Schicksal zu versuchen. Auch damals war sie sich über dieses Verwirrspiel ihrer Gefühle im klaren gewesen und hatte ihre Zufall-Schicksal-Deutung

als den Gefühlskitsch ironisch belächelt, den sie sich zugestand, weil diese kleinen Phantasien - in jedem banalen psychologischen Ratgeber konnte man das vermutlich nachlesen - die Funktion hatten, die Seele gegen den Druck des Alltags ein bisschen abzupolstern. Und jetzt sitzen sie sich wirklich gegenüber, seit Stunden schon. Sie sind beide müde, es hat tatsächlich keine ernsthaften Differenzen gegeben, sie sind, plötzlich findet sie selbst eine so abgenutzte Redewendung schön, auf einer Wellenlänge. Es geht noch um diese eine Arbeit, sie gehen die Punkte gemeinsam durch, ja, alles kann so bleiben.

Sie kann jetzt darangehen, die Gutachten zu formulieren, die er dann lesen und, falls er mit allen Formulierungen einverstanden ist, unterschreiben wird. Das ist dann das Ende der Zusammenarbeit. "Das Ende", denkt sie und fühlt seine Hand auf der ihren, eine scheue, ganz zarte Berührung. Sie sieht nicht auf, sieht ihn nicht an. Sie kann es auch nicht, selbst wenn sie es wollte. Ihr Blick ist gesenkt, und obgleich sie das Zittern in ihren Augenlidern fühlt, sind sie schwer und unbeweglich geworden, ein Vorhang, der sich verhakt hat, wie sich ihr Blick in diesen Satz im Text der Schülerin verhakt. Sie spürt die Hand immer noch, es ist kein Zufall. Auch kein Schicksal. Während ihre Hand heiß und wie aus Gips unter seiner Berührung verharrt, spürt sie, wie alle die Worte zerfallen; sie taugen nur noch als terminologische Ausrüstung zum Interpretieren klassischer Dramen, und auch das müsste sie längst einmal einer Prüfung unterzogen haben. Die Tauglichkeit der Wörter ist eine Illusion, und die Spiele der Phantasie sind immer trügerisch. Die sogenannte Wirklichkeit reagiert vielleicht auf sie wie jener zähflüssige Ozean in einem Science-fiction-Roman, der die Sprache der Nukleinsäuren in unserem Gehirn lesen kann, und alles sich leibhaftig manifestieren lässt, was in unser Gehirn eingeätzt ist. Ich bin auf einem fremden Planeten. Ich bin im Bannkreis dieses Ozeans, und er modelliert diese Szene, die sich mein Unterbewusstsein, aber schließlich auch mein Bewusstsein vorgeformt hat. Ich spüre seine Hand nicht mehr, also habe ich den Planeten verlassen. Ich bin als Objekt des Experiments entlassen. Heißt das - gerettet? Das Bild ist weg. Wieder ist das Filmband gerissen, diesmal werden die Kinobesucher ihr Geld an der Kasse zurückerstattet bekommen müssen. Sylvia sitzt nicht mehr im kleinen Rattansessel, ihre schläfrig-schönen und dennoch trotzig Augen sind nicht mehr auf sie gerichtet. Und auch die andere Figur hat den Sessel geräumt. Man hat auch den Sessel weggeräumt. Sie sieht es ja: Das Zimmer ist leer. Nie wieder wird sie hier sitzen und korrigieren, nie wieder hier auf dem

Prüfstein stehen. Denn dieses Zimmer vor allem war ein Prüfstein ihrer Existenz an diesem Ort, in dieser Stadt.

Oder sollte sie besser sagen, daß dieses Zimmer die Kulisse war für all die Prüfsteine. Katachresen - Bildbrüche zu untersuchen, das gehörte mit zu ihrer Arbeit, es hat ihr einmal Spaß gemacht. Die Bilder, die jetzt in ihrem Kopf stehen wie die abholbereiten Möbel beim Umzug - durcheinandergewürfelt, funktionslos -, will sie nicht auf Brüche hin untersuchen. Die Decke des Arbeitszimmers liegt auf ihr wie ein Stein, und die Mauern rücken näher. Will sie sich hier einmauern lassen, will sie in diesen Wänden verschwinden? Diesem Ozean-Effekt, würde sie dem hier entrinnen? Würde nicht auch hier sich alles in ihrem Gedächtnis Gespeicherte zu ihrer Zerstörung manifestieren können? Nicht, wenn ihr Leben hier so hätte weitergehen können; es war ihr alter, ihr so vertrauter Planet. Hier wurde sie nur selten sich selbst zum Forschungsobjekt. In ihrer kleinen Raumstation erforschte sie andere und anderes. Sie musste es endlich begreifen: Es war der Abschied, partir, c'est mourir, es war die endgültige Abreise. Mit ihren brennenden Augen nahm sie die Reflexe des Sonnenlichtes auf Böden und Wänden wieder wahr. Unsicher tastete sie beim Hinausgehen mit ihren Händen die Wand ab, als suche eine Blinde ihren Weg. Sie hörte die Stufen unter ihr, das Bild ist weg. Wieder ist das Filmband gerissen, diesmal werden die Kinobesucher ihr Geld an der Kasse zurückerstattet bekommen müssen. Sylvia sitzt nicht mehr im kleinen Rattansessel, ihre schläfrig-schönen und dennoch trotzigen Augen sind nicht mehr auf sie gerichtet. Und auch die andere Figur hat den Sessel geräumt. Man hat auch den Sessel weggeräumt. Sie sieht es ja: Das Zimmer ist leer. Nie wieder wird sie hier sitzen und korrigieren, nie wieder hier auf dem Prüfstein stehen. Denn dieses Zimmer vor allem war ein Prüfstein ihrer Existenz an diesem Ort, in dieser Stadt. Oder sollte sie besser sagen, daß dieses Zimmer die Kulisse war für all die Prüfsteine. Katachresen - Bildbrüche zu untersuchen, das gehörte mit zu ihrer Arbeit, es hat ihr einmal Spaß gemacht. Die Bilder, die jetzt in ihrem Kopf stehen wie die abholbereiten Möbel beim Umzug - durcheinandergewürfelt, funktionslos -, will sie nicht auf Brüche hin untersuchen. Die Decke des Arbeitszimmers liegt auf ihr wie ein Stein, und die Mauern rücken näher. Will sie sich hier einmauern lassen, will sie in diesen Wänden verschwinden? Diesem Ozean-Effekt, würde sie dem hier entrinnen? Würde nicht auch hier sich alles in ihrem Gedächtnis Gespeicherte zu ihrer Zerstörung manifestieren können? Nicht, wenn ihr Leben hier so hätte weitergehen können; es war ihr alter, ihr so vertrauter Planet. Hier wurde sie nur selten sich selbst zum Forschungsobjekt. In ihrer kleinen

Raumstation erforschte sie andere und anderes. Sie musste es endlich begreifen: Es war der Abschied, partir, c'est mourir, es war die endgültige Abreise. Mit ihren brennenden Augen nahm sie die Reflexe des Sonnenlichtes auf Böden und Wänden wieder wahr. Unsicher tastete sie beim Hinausgehen mit ihren Händen die Wand ab, als suche eine Blinde ihren Weg. Sie hörte die Stufen unter ihren Füßen knarren, und durch die in die Haustür eingesetzte Glasscheibe sah sie die Umrisse von zwei Personen. Gleich würde es läuten, und sie würde diese Tür öffnen, ein letztes Mal. Dann bliebe ihr nur noch das: Sie zu schließen für immer. Vielleicht als Davongekommene? Als Befreite aus dem Gefängnis ihrer ewigen Bilder und Bildbrüche? Sie hatte die letzte Stufe erreicht, und sie ging auf die Tür zu.

1. Planquadrat und Ei

Es war heiß draußen. Seit Wochen schon war es heiß. Dieser Sommer strotzte vor Hitze. Es war eher eine beiläufige Ironie, eine unauffällige private, daß sie sich der Illusion hingeeben hatte, in dieser norddeutschen Stadt werde das Klima auch norddeutsch gemäßigt sein, die Küstennähe müsse sich bemerkbar machen, also wohltemperierte Sommer oder eher flau; regnerische, verlängerte Frühlinge, die dann beinahe unterschiedslos in den Herbst übergehen würden, der jeweils einem flauen Winter, regnerisch, Platz machen würde. Einheitswetter. Das hatte etwas Verlockendes. Es wäre genau der Rahmen für ein wohltemperiertes Leben oder ein eher flau, ohne Beruf, zum erstenmal im Leben, ohne die Tochter, ohne die alten Freunde, die vielleicht sowieso keine waren. Es war absurd gewesen, eine solche Klimaveränderung zu erwarten, wenn man den Wohnsitz nur etwa zweihundert Kilometer nördlich verlegte. Als wären die Jahreszeiten früher so dramatisch voneinander unterschieden gewesen. Früher. Was für ein Wort. Seit Beginn des Mai nun schon diese Hitze. Da sie ganz Deutschland terrorisierte, warum hätte der Norden ausgenommen sein sollen. Freilich bot sie keine große Angriffsfläche. Warum um alles in der Welt schwitzte sie, da sie sich doch auf einen Punkt zusammengeschrumpft fühlte, ein kleiner schwarzer

Punkt war sie. Nicht so leicht, so schwerelos wie der, der seit Wochen vor ihrem linken Auge herumtanzte. Zur Augenärztin zu gehen, war einer ihrer ersten Besuche in der neuen Stadt gewesen. Der Defekt hatte sich als harmlos herausgestellt. Es lag keine Gefahr der Netzhautablösung vor, es war nur eine Zellverklumpung im Glaskörper, stoffwechselbedingt, vielleicht auch kreislaufbedingt, völlig harmlos. Etwas, womit man leben muss. An den Punkt hatte sie sich tatsächlich gewöhnt, nahm ihn bei alltäglichen Verrichtungen gar nicht mehr wahr. Störend war er allein beim Lesen, wenn zu den schwarzen Zeichen auf weißem Grund das agil-bewegliche innere Zeichen kam, ein Störenfried, der manchmal wie zum Hohn über den Brillenrand hinaustanzte und sich dann wieder zwischen ein Wort, eine Zeile setzte. Aber tanzend, gleitend, hüpfend, während sie selbst so schwer war, ein winziger schwerer schwarzer Punkt. Die Lesebehinderung war möglicherweise auch nicht so schlimm. Früher war ihr Leseleben eher chaotisch gewesen, den Anforderungen des Berufes gehorchend, eklektisch. Nach dem Studium, in dem r sich selbst bei Fleiß und Ausdauer nicht die Leselücken hatten schließen lassen, die sie so gern schließen wollte, hatte sie sich vorgenommen, sich nicht vom Schulalltag aufzehren zu lassen, den Freiraum für "eigene" Lektüre auf jeden Fall zu erhalten. In Maßen war ihr das sogar gelungen. Obwohl in den Englischkursen der sogenannten gymnasialen Oberstufe außer den "Schulklassikern" wenig moderne Literatur gelesen wurde, gehörten vor allem die modernen englischen Autorinnen zu ihren Lieblingen. Dazwischen die deutschen Klassiker in kunstvoll komponierten Kursen so zusammengestellt, daß sich Problemlinien und Aktualisierungen mühelos herstellen ließen. Lebendiger Deutschunterricht. War jetzt, ohne Schulvormittage und Nachmittage der Vorbereitungen und Abende der Korrekturen eine neue Ära des Lesens angebrochen? Das Lesen als ein langsamer ruhiger Fluss, mit mehr Systematik, ohne Pflichtprogramm, so viel mehr Zeit, War es nur der tanzende Punkt, der sie hinderte? Man konnte es nicht einmal eine tatsächliche Wahrnehmungsstörung nennen. Der ärztliche Befund lautete schließlich: harmlos. Sie beschloss, trotz der Hitze früher aus dem Haus zu gehen und einen Spaziergang zu machen, das hieß, den geplanten Fußweg zur Kirche noch ein bisschen auszudehnen. Vom Wohnhaus bis zur Kirche ging sie zu Fuß eine halbe Stunde. Sie würde einen Rundgang in der Innenstadtanschließen, das hieß, daß sie sehr erhitzt und erschöpft ihren "Dienst" antreten würde. Der Abkühlungsprozess verlief so langsamer. Sie war nämlich gewarnt worden, daß besonders die aufsichtführenden Frauen nach etwa einer Stunde

zu frösteln begannen, so angenehm kühl das Kircheninnere auch zu Anfang erscheinen möge.

Ein Blick in die Räume des Hauses, um sich zu vergewissern, daß alle Fenster geschlossen waren. Das Haus war ihr eher ein bisschen zu weit, so wie man einen Mantel kauft, der zu groß ist, damit man im Notfall, also extremen Kältefall, noch eine Strickjacke darunter ziehen kann. Aber merkwürdigerweise ist die Strickjacke immer im Schrank, und der Mantel wärmt nicht, ist wie ein Tunnel, in dem sich der Wind fängt. Das Haus war nicht größer als das alte. Auf der Straße dasselbe Gefühl. Die Straße war zu weit, zu breit. Die Vorgärten vor den Einfamilienhäusern waren zur Straße hin mit grünen Mauern abgeschirmt, Das hatte nicht einmal etwas Bedrohliches; es schien nur die Straße an den Rändern gleichsam auszufransen, so daß ein Eindruck von Unbegrenztheit entstand, von einer vagen Unendlichkeit, die dahinter lag. Dabei kannte sie die Bewohner der unmittelbar angrenzenden Nachbarhäuser schon mit Namen, wenn auch die Anzahl der Familienmitglieder, deren Geschlecht, Alter und was sonst noch von Interesse sein konnte, unbekannt war. Aber war es von Interesse? Sie befand sich nun auf der Hauptstraße, die geradeaus in die Innenstadt führte. Die Häuser waren hier konsequenter entlang einer Linie gebaut, die Vorgärten schmaler und mit niedrigeren Pflanzen ausgestattet. Das gab den Blick auf die Häuser frei, die rechts und links von ihr sich wie Krücken zum Abstützen anzubieten schienen. Aber sie hatte nie gelernt, an Krücken zu gehen. Es war seltsam, wie sich der Eindruck von Weite und Enge zu verschieben begann. Hatte sie im Haus und in der Straße, also ihrer engeren Umgebung, das Gefühl des Zerfließenden gehabt, so merkte sie mit einem Mal, daß sie gar nicht auf dieser Straße, in dieser Stadt gegangen war. Die Häuser waren auseinandergerückt, die Straße war breiter geworden. Sie hatte den Charakter des Idyllischen verloren, der ihr trotz des Verkehrs anhaftete. Es war nicht mehr die Kleinstadtstraße von einst, der eine zu rasch wachsende Infrastruktur gleichsam die Seele geraubt hatte. Sie war längst die gesichtslose, hässliche Ausfallstraße geworden, eine dieser ehemaligen Heerstraßen, durch die in früheren Jahrhunderten die Soldaten marschiert waren, und durch die jetzt die endlose Kette der Autos zieht. Im Namen des Fortschritts, der Bequemlichkeit und des Profits. Amen. Sie hatte längst die Stadt gewechselt. Keine Auswirkung der Hitze. Die Wüste, in der sie sich befand, war eine solche nicht, die ihr kurz vor dem Tod die Rettung als Sterbephantasie vorgaukelte. Oder doch? Die Hitze war unangenehm. Sie versuchte, das Bild der alten

Stadt, die nicht mehr die ihre war und in der sie schließlich auch nicht zu Hause gewesen war, trotz der fünfzehn Jahre, die sie dort gelebt hatte, wegzuschieben, die Welt wieder enger zu machen. Für eine Zeit gelang es. Sie nahm die Häuser wieder wahr, die Radfahrer, die Autos. Vor ihr wurde jetzt der Kirchturm der Stadtkirche sichtbar, auf die sie sich zubewegte. Immer bewegte man sich, aus ihrer Richtung kommend, ganz sichtbar auf diese Stadtkirche zu. Der behäbige, beschauliche Zwiebelturm hatte fast etwas vom süddeutschen Flair; aber selbst in dieser vielleicht ungewohnten nordischen Wärme gelang keine Assoziation, entstand kein süddeutsches geraniengezientes Mittelalter. Das nordische Backsteinrot verlieh dieser mittelalterlichen Silhouette keine Wärme. Wieso erdreistete sie sich, gegen jede Farbenlehre zu empfinden, nach der Rot eine warme Farbe ist, die Farbe des Blutes immerhin. Lebenssaft. In geläufiger Symbolik: die Farbe des Feuers, der Liebe. Worte, wie von weit. Vitalität. Aggression: Ich gehe, von lateinisch *gredere*, ich gehe durch fremde Straßen, die mir eine Vertrautheit aufdrängen wollen, ihre tausendjährige Geschichte. Es macht mich nicht aggressiv. Ich gehe auf diese Häuser zu, aber ich bewege mich nicht. Nichts bewegt sich in mir. Und obgleich mein Blut zirkuliert, es ist nicht der Lebenssaft, der Vitalität verleiht. Aber so viel Lebenskraft doch noch, daß der kontrollierende Blick auf die Uhr eine Ausdehnung des Weges gestattet. Die Kirche wird um 14 Uhr geöffnet, der Schlüssel ist in einem nahegelegenen Modelädchen, exklusiv immerhin, abzuholen.

Sie trat aus der Kühle eines Tordurchgangs und sah sich noch einmal um. Nein, sie sah diese Inschrift nicht zum erstenmal, es war auch nichts Besonderes daran, eine Jahreszahl, Anno 1658, in leicht verschnörkelten Buchstaben und Zahlen. Keine Botschaft, nur Dokument. Etwas unschlüssig ging sie die Straße geradeaus, ein schmales Gässchen eher, leicht ansteigend, immer noch auf die Kirche zu, die sie doch eigentlich umgehen wollte. Links standen Bänke auf der Straße, an einen Biergarten erinnernd, grobe Tische dazwischen. Ein alternatives Café oder Bistro, ein paar Leute. Der Kücheneingang eines Lokals, Bierkästen davor, warme Gerüche. Rechts ein "Stattladen". Offensichtlich über Mittag geschlossen. Wieso "tt" statt "dt"? Alles biologischer Anbau, alles umweltverträglich. Das Leben verfolgt mich, als *vita* und *bio*-was-immer, aber es ist kein tüchtiger Jäger, es fängt mich nicht ein, es wird mich nicht schnappen, überrumpeln und Handschellen anlegen. Gefangene des Lebens. Entlassen in den Tod. Das Alternative verfolgt mich auch, aber die multikulturellen Errungen-

schaften und postmodernen Philosophien unseres Zeitalters werden mich nicht erreichen, falls es denn ein Jäger-Gejagte-Spiel ist. Die uralten Jagdinstinkte sind dem Leben abhandengekommen, keine phylogenetischen Spuren mehr, das Leben selbst ist für immer domestiziert, eine postmoderne Konstruktion, es "dekonstruiert" sich selbst und vergisst bei ewiger "Relektüre" am Buch des Lebens weiterzuschreiben. Für mich gab es nie eine alternative Szene, für mich gab es nie eine Alternative. Wirklich nicht?

Ihr Spiegelbild im Schaufenster des Modelädchens. Die kleine Gestalt probiert ein Combi-Modell an, wie bei einer Anziehpuppe wollen sich ein seidiger Faltenrock und ein seidiger Blazer exklusiv vor sie schieben. Aber alles ist in der Höhe verrutscht, der Rock auf Busenhöhe, der Blazer vor dem Kopf, wie auf einem Bild von Magritte. Nein, ich will nicht über die "Spiegelmetapher" nachdenken. Auch das noch. Aber es hat etwas Verlockendes, alle Assoziationen im Kopf toben zu lassen wie ausgelassene Kinder. Es ist ja auch nicht mein Kopf. Über meinem neuen Blazer sitzt ein anderer Kopf, auch noch leicht verschoben über meinem alten, Kunststoffgesicht mit strahlend-starren Augen, rotem Mund. Meine Lippen sind nicht geschminkt, sie müssen etwa so fahl sein wie das nicht hormonbehandelte Fleisch im Biofleischerladen. Ich bin nicht umweltverträglich. Ich bin keine Umwelt. Für wen? Ich bin nicht verträglich. Mich sieht ein falsches Spiegelbild an. Herr Freud lässt grüßen, natürlich. Den sah aus jeder Schaufensterpuppe das Spiegelbild an, das er brauchte, das ergänzende nämlich. Werde ich ergänzt? Dann wäre ich also ganz. Plumpe Sprachspiele, die ich nicht spielen will; abgelegte Gedanken, die ich nicht denken will. Was für Satzketten meinen Kopf bevölkern. Wieso denn Freud. Auch der ist schließlich "dekonstruiert", schon längst zerlegt, auseinandergenommen, neugedeutet, wieder zusammengesetzt: Puzzle-Freud, Puzzle-Freude. Mein Gedächtnis ist so schlecht geworden, als sei ich alleine verzogen und hätte das Gedächtnis zurückgelassen, ein letztes Pfand. Obwohl ich mich natürlich nicht mehr im Lacanschen Spiegelstadium befinde — was bedeutete das überhaupt?; ich vergesse, ich habe vergessen, nur Versatzstücke, Puzzle-Stücke — befinde ich mich immer noch vor dem Spiegel, den mir die Schaufensterscheibe so großzügig zur Verfügung stellt. Es ist noch zu früh. Warum die Kirche vor der Zeit aufschließen? Sehne ich mich nach ihrem kühlen Innenraum?

Sie wandte sich ab, ihren Weg stadteinwärts fortsetzend. Die Kirche blieb, wie in einer versteckten Mulde liegend, hinter den Häuserreihen zurück. Sie war auch optisch fast verschwunden. Der barocke Helm gab nur noch die Spitze frei. Kirche im Abseits.

Von weitem stadtbeherrschend, beim Sich-Nähern sich entziehend und verschwindend. Es war ihr recht so. Sie sollte freilich darüber nachdenken, warum sie sich zu diesem "Dienst" so bereitwillig hatte überreden lassen. Nicht, daß sie lieber einem anderen "Freundeskreis", welcher Art auch immer, beigetreten wäre. Es gab einen Internationalen Club. Es gab caritative Verbände. An Organisationen ist in keiner Stadt ein Mangel. Die freie, die organisierte Gesellschaft. Der "Kreis der Freunde und Freundinnen" dieser Stadtkirche hatte ihr von Anfang an zugesagt.

Die Kirche würde zum ersten Mal in diesem Jahr offen sein für die Sommertouristen. Beter, Andachthaltende wie in katholischen Kirchen waren weniger wahrscheinlich. Sie würde sich in einem Baudenkmal aufhalten, in einem kühlen, vielleicht doch eher kalten, aber geschützten Raum. Es würden ja vielleicht auch nicht viele Besucher sein. Man hatte ihr gesagt, daß sie keine wirkliche Aufgabe habe, nur da sein müsse sie und den Eisessern wehren. Keine Führungen natürlich. Dennoch würde sie etwas über die Kirche wissen wollen. Für sich selbst. Sie solle etwas zum Lesen mitnehmen, hatte man ihr geraten, damit die Zeit nicht zu lang werde. Sie hatte ein Buch in der Tasche.

Während der Mittagszeit hielten sich nicht viele Leute in der Stadt auf. Die Straße, in die sie eingebogen war, stieg ein wenig an. An ihrem Kulminationspunkt gabelten sich die Wege. Sie hätte nun weiter geradeaus laufen können, wieder um ein wenig bergab, und wäre auf die zweite Stadtkirche gestoßen, die sich in ihrer kompakten Wuchtigkeit dennoch zur Seite neigte. Kein eleganter Rundturm, den seine Schiefelage berühmt gemacht hatte. Eher ein müde gewordener Koloss, der sich aber noch nicht zur Ruhe legen kann. Nicht noch eine Kirche. Eine ist genug für einen Tag. Sie wandte sich nach rechts. Eine Straße mit südlichem Charakter. Wie in all den postmodern geschönten Straßen Brunnen und steinerne Sitzgruppen. Historische Pflasterung. Kleine, hübsche Geschäfte, Kunstgewerbe, ein Bäcker, ein Kleiderladen, Restaurants, Straßencafés. Sie ging unschlüssig, suchend, fast ein wenig taumelnd. Sie überlegte, ob ein Beobachter sie für angetrunken halten könnte. Sie wusste nicht, wie sie sich dann bewegen würde. Sie befand sich wieder auf dem größeren Platz, den sie natürlich schon kannte und der das Zentrum der Stadt bildete. Von hier aus hätte sie das Stadttinnere in konzentrischen Kreisen oder vielmehr Ovalen umrunden können. Die historische Altstadt war eiförmig. Sie hätte sich einen äußeren Kreis aussuchen und dann die Kreise immer enger ziehen können, bis sie wieder zu dem Punkt gekommen wäre, auf dem sie sich jetzt befand, mit dem sie verschmolz. Da war es wieder, das Punktgefühl, alles schrumpfte zusammen auf schwarze Punkte. Sie versuchte die

Testprobe: Auch der Punkt vor dem Auge tanzte noch, die Störung war verlässlich. Das Raster im inneren Auge, in dem der Zellklumpen schwamm, weitete sich plötzlich zu einem anderen Raster. Die alte Stadt setzte sich mühelos auf dieses innere Raster, es war kein Problem. Die eiförmige Altstadt wich dem Planquadrat. Alle Straßen, wenige, verliefen parallel, ein starres Schema von Rechtwinkligkeit. Es hatte sie immer an Amerika erinnert, an die Verlässlichkeit der Schemata, an das Beruhigende des Prinzips. Obgleich Amerika nun wirklich etwas weit hergeholt war. Aber hatten sich nicht längst die amerikanischen Jeansläden in die überbunt restaurierten, fast disneylandähnlichen Fachwerkhäuser eingenistet, gab es nicht längst, einigen müden Bürgerprotesten zum Trotz, das McDonald's am Schloss? Und das ritterburgartige Rathaus - Historie oder Freizeitparkcharakter? Sie hatte es versäumt, die immerhin vorhandenen amerikanischen Touristen zu fragen, ob sie nicht die small world-Kulissen in den Disneylands gelungener fänden. Aber wie verlässlich wäre auch so eine Auskunft gewesen. Es hatte immer eine Art Widerspruch gegeben: Trotz der parallelen Anordnung der Straßen hatte sie sich nie merken können, welches Geschäft sich in welcher Straße befand. Sie erinnerte sich, daß sie sich einmal mit Kolleginnen in einem Kneipenrestaurant verabredet hatte. In den leeren abendlichen Straßen irrte sie umher und fand das Lokal nicht, obgleich sie vorher sicher gewesen war, in welcher der Straßen es hätte sein müssen. Sie musste schließlich einen Passanten fragen, in der Stadt, in der sie seit über zehn Jahren lebte. Sie erzählte das als Anekdote nach ihrem verspäteten Erscheinen. Aber es war die Art von Anekdoten, die in ihrem engeren Kolleginnenkreis niemand komisch, nicht einmal bemerkenswert fand. Sie fühlte sich wahrhaft deplatziert. Ihr Leben in der Stadt hatte dem Planquadrat entsprochen. Eingespannt in ein festes Raster von Beruf und Familie, eine verlässliche Rechtwinkligkeit. Nie hatte sie sich um 180 Grad gedreht, sie hatte die neunzig-Grad-Ecke umschritten, das Planquadrat immer abgelaufen. Aber es hatte auch damals schon Störungen im Raster gegeben. Eben ihre Orientierungsschwäche, trotz des vorgegebenen Schemas. Sie öffnete die Augen.

Es war nun Zeit, den Schlüssel abzuholen. Dabei hätte sie gerade jetzt gerne die Sonne ein wenig länger gespürt. Vielleicht entsprach ja auch das Ei weit besser ihrem neuen Leben als das Planquadrat? Ei? Neues Leben? Auferstehung, Auferstehung von den Toten. Ich bin tot. Partir, c'est mourir. Was sollte mich hier zu neuem Leben erwecken und wer? Mein altes Leben erstirbt mir, stirbt in mir. Was denn könnte ich herüberretten aus Disneyland. Wenn schon die Quadratur des Kreises ewig vergeblich

versucht wird, wie sollte die Ovalisierung des Quadrats funktionieren. Ich werde einen Mathematiker befragen, ob das Ansinnen ebenso utopisch ist, ob die Umkehrung des Prozesses vielleicht trivial ist, alltägliche Mathematik. Das Schaufenster. Sie betrat den Laden.

2. Gespräch mit Zarathustra in der Kirche

Die schwere Kirchentür öffnete sich mühelos. In dem pseudoantiken Dreiecksgiebel über dem Portal die Inschrift: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses. Stellenangabe aus der Bibel. Das Kircheninnere war lichtdurchflutet. Sie durchschritt den kurzen Querarm und blieb in der mächtigen Vierung stehen. Sie blickte zurück auf den Eingang an der Nordseite, dessen einen Türflügel sie hatte offenstehen lassen. Auch die Tür des winzigen Vorraumes war offengeblieben. Ein Blick in den Chor. Das Langhaus wirkte trotz der Helligkeit gedrunken und etwas düster. Dabei stand die Sommertür noch offen, und durch die Glasfenster fiel zusätzlich Licht herein. Das einschiffige Langhaus wirkte eng, ein festes Gehäuse, das einen umschloss. Noch war die Kirche leer. Sie sollte sich einen Platz aussuchen, der möglichst hell war, und ihr Buch herausholen. Sie war nicht zum Beten gekommen, auch nicht zum Meditieren. Ganz kurz hatte sie das Gefühl, dieser Raum könnte ebenso gut eine Bibliothek sein. Es war so lange her: Wie hatte es eigentlich ausgesehen in der Münchener Universitätsbibliothek? Es waren allein die Ruhe und der Wunsch zu lesen, der sie die Bibliothek assoziieren ließ. Hatte sie sich das Paradies jemals als lautlose Bibliothek vorgestellt? Neulich hatte sie auf einem Verlagsprospekt ein solches Bild gesehen, mit ähnlicher Unterschrift: "Die einzigen, die deine Liebe lohnen, die immer da sind, dich zu trösten, die immer auf dich warten: Die Bücher." Warum saß sie nicht in einer der Bibliotheken der großen Nachbarstadt, warum hier, in dieser gotisch-barocken Kirche, die schon jetzt anfang, ihre Kühle um sie zu schichten. Warum hier? Sie würde dieser Frage nachgehen müssen. Zeit hatte sie, seit sie in dieser kleinen Stadt wohnte, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, eine größere Menge frei verfügbarer Zeit. Und da hockte sie in einer Kirche. Sie fror schon jetzt. Vor ihrem Augenfilm der scheußliche dicke Rundturm

einer berühmten Schlosskirche: Ein feste Burg. Die Kirche als Fluchtort, als Zuflucht. Schutzraum. Die Kirche als Raum des Nachdenkens. Wollte sie das? Nachdenken worüber? Über die Nachrichten des Tages zum Beispiel. Die Katastrophen dieser Welt, wie sie selektiert und gefiltert ihr Ohr erreichten, schienen sie immer weniger etwas anzugehen. Bei den Bildern von Gewalt, die anders als beim Golfkrieg unzensuriert über den Bildschirm flimmern durften, versuchte sie sich nach Jugoslawien zu versetzen, das es nicht mehr gab. Sie war doch geübt darin, sich in etwas zu versetzen, was es nicht mehr gab, aber zugleich ekelte ihr vor ihr selbst, vor der Unverhältnismäßigkeit der Parallelen, vor der zynischen Überlagerung der Gefühle. Gab es keine echte Anteilnahme in ihr? Kein Grauen? Wo waren die Tränen, die sie in der Kirche über den Golfkrieg geweint hatte? Sie erinnerte sich an eine Szene ihrer Kindheit. Eine Nachbarin klingelte an der Wohnungstür ihrer Mutter. Aufgeregt erzählte die Frau, daß der Nachbar von gegenüber bei einem Autounfall tödlich verletzt worden sei. Es handelte sich bei diesem Nachbarn um den Vater einer Mitschülerin. Keine der beiden Frauen hatte auf sie geachtet, bis das Kind auf einmal leise zu lachen anfang und nicht mehr aufhören konnte. Die Nachbarin schaute entsetzt, während ihre Mutter sagte: "Es ist der Schock." Sie wurde in die Küche geführt. Sie kann sich nicht erinnern, daß sich der Schock in Tränen aufgelöst hätte. Während sie sich glauben machen wollte, daß dieser Schock nie wirklich aufgehört habe, daß sie zwar nicht mehr lache, wenn das Grauen übermächtig wurde, aber andere vielfältige Reaktionen der Unangemessenheit zeigte, sagte ihr ihr Verstand, daß sie sich schon wieder belüge, Ausreden suche für Untätigkeit, Alibis für Gleichgültigkeit. Alles schlaue Mechanismen, Erbgut der Evolution, die das Überleben der Gattung sichern. Wozu einen Kurs in survival training? Sie hatte ihn jeden Abend, billiger als die Abenteuerurlaub-Zeitgenossen. Und dazu das kostenlose Gefühl der moralischen Überlegenheit des letzten Endes empfindsamen Zeitgenossen. Aber wie konnte man überleben, wenn man sich nicht nur durchschaute, sondern auch noch die Mechanismen des Durchschauens durchschaute. Sie war nicht mehr allein in der Kirche, Wie durch einen Schlitz in einer riesigen Spardose waren Leute durch die schmale halbgeöffnete Kirchentüre gedrungen. Es gab nicht viel zu beobachten. Außerdem wäre es schamlos gewesen, die Leute wirklich zu beobachten. Aber was für eine Kategorie war das schon - schamlos. Sie würde nichts über die Leute erfahren wollen, sie machte keine soziologischen, theologischen oder sonst wie gearteten Studien. Sie war sich ihr eigenes Studienobjekt, allenfalls, obwohl die Neugierde, etwas über sich zu erfahren, nachgelassen hatte

mit den Jahren. Es kam nicht so viel Angenehmes dabei heraus; und das Unangenehme schien so unabänderlich. Sie wollte sich nicht mehr "selbstverwirklichen" oder wie dieses Unternehmen sonst noch hieß. Sie wollte sich nicht mehr ausprobieren. Das Leben anprobieren wie Kleider. Dieser Laden hatte geschlossen. Die paar Leute in der Kirche bewegten sich genauso, wie sie es vermutet hatte, wie im Museum. Nein, vielleicht etwas nachlässiger. Da baumelte ein kleines Kind an den filigranen Bögen unter dem Kanzelkorb. Der kleine Junge musste unter das Absperrseil hindurchgetaucht sein. Sie hielt nach der möglichen Mutter Ausschau, da sie trotz der bedrohlich sich biegenden Verstrebenungen nicht selbst Hand an das Kind legen wollte. Aber im Museum fängt auch ab und an die Alarmanlage an zu schrillen oder zu scheppern, nur daß es hier keine gab. Die Mutter kämpfte ein bisschen mit dem schaukelnden Kind, erklärte ihm, daß das kein Spielplatz sei. Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses. Eine Reisegruppe von Senioren fädelt sich durch den Schlitz. Der Geräuschpegel schwoll an. Zwei Damen fragten sie besorgt, ob es auch eine Toilette hier gebe. Sie holte einen Schlüssel aus der Seitenkapelle, die vom Chor durch Fenster, die unterhalb einer Empore verliefen, getrennt war. Es war wohl überflüssig gewesen, etwas zu lesen mitzunehmen. Eine wirkliche Leseluft war das nicht, und ihre Lektüre eignete sich ja auch nicht für den Strand, beispielsweise, wo der Handtuchnachbar eine Kassette aus dem Recorder hört. Aber wieso eigentlich nicht? Was für ein altmodisch-elitäres Lesegebaren, in einer Zeit, die den Geräuschterror zum Normalen erhoben hatte. Sie las ja auch im Zug, im Bus, obgleich da die Geräusche gedämpfter waren, jedenfalls meistens. Es fehlte ihr aber auch die Ruhe zum Lesen. Der Raumeindruck wirkte vermutlich viel zu stark, die umherschleudernden Leute erheischten, schwer zu sagen warum, ihre Aufmerksamkeit. Sie begann sich unter die Besucher zu mischen, hin und her zu gehen. Sie musste sich bewegen. Bewegung in ihr Leben bringen. Stillstand ist Tod.

Leben ist Tod.

Bisher hatte manchmal ein flüchtiger Blick auf ihr geruht, aber niemand war auf die Idee gekommen, sie um eine Auskunft, die Architektur, die Baugeschichte oder die Kunstgegenstände betreffend, zu bitten. Das war gut so, denn sie hätte nur Allgemeines zu sagen gewusst. Demnächst sollte ein Kirchenführer erscheinen, und Tafelpulte mit Erklärungen, etwa zum Altar, zur Kanzel oder zur historischen Orgel sollten aufgestellt werden. In der Kapelle hatte sie eine Notiz gefunden, die Küsterin wollte vorbeischauen und ihr zeigen, wie die Sommertür verschlossen wird. Es lohnte sich auch

deshalb nicht, sich eine Lesecke auszusuchen. Sie durchschritt das schmale Langhaus, ging auf die Orgel zu, die sich mächtig und ein wenig düster von Wand zu Wand spannte. Die Empore, auf der sich die Orgel erhob, wurde nur von zwei Holzsäulen getragen. Sie waren aus dem dunkelbraunen Holz gefertigt, aus dem auch das Gehäuse bestand. Die Orgel schien gleichsam aus diesen Säulen herauszuwachsen. Es verwunderte den architektonisch nicht gebildeten Betrachter, daß sie nicht unter der Last des gewaltigen Instruments zusammenbrachen. Die beiden Säulen riefen in ihr flüchtig die Erinnerung an den Tordurchgang wach, den sie auf ihrem Weg zur Kirche durchschritten hatte. Das musste an der Jahreszahl liegen, die auf dem Unterzugbalken zwischen den Säulen stand: 1661. Obgleich der Orgelprospekt gegliedert war - drei Türme brachen die gewaltige Fläche auf, und rautenförmige Zwischenfelder verliehen ihm zugleich Bewegung und Tiefenwirkung -, wurde der Eindruck von Schwere nicht gemildert. Ja, nicht einmal das ockerfarbene filigrane Schnitzwerk, aus dem die silbrigen Orgelpfeifen herauswuchsen, hob den Eindruck von Schwere und Wucht auf. Etwas Schweres, Wuchtiges, Düsteres haftete der gesamten Kirche an. Sie prüfte es an der Kanzel nach. Der Korb saß auf einer schwarzen, eher zarten Säule wie eine große Getränkeschale auf einem zarten Stil. Die zwei Grotteskvoluten, an denen vorhin der kleine Junge geschaukelt hatte, suggerierten kaum den Eindruck einer wirkungsvollen Stütze. Sieben Felder bildeten den Korb, in jedem Feld stand eine Figur, die Christusfigur in der Mitte, zu seinen Seiten die Apostelfiguren, gekennzeichnet durch die ihnen jeweils zugehörigen Symbole. Korinthische Säulen trennten die Figuren voneinander. Nicht nur die Religion selbst hat Elemente anderer Kulturen, ihr Gedanken- gut, ihre Philosophie in sich aufgesogen, umgeschmolzen, auch in der Architektur, in der sakralen Kunst manifestiert sich die Verschmelzung und Durchdringung. Kanzel und Schalldeckel waren aus schwarzem Holz. Und auch hier wiederholte sich der Eindruck, daß durch das viele filigrane Weiß der manieristischen Verzierungen die Schwere, die Düsterteit des Gebildes keineswegs aufgehoben wurde. War es das, was sie an dieser Kirche so faszinierte, die Schwere? Trotz der manieristischen Ausfälle hatte diese barocke Ausstattung nichts vom wirklich Düsteren des Jesuitenbarock, sie hatte nichts Überladenes, fast wirkte sie schlicht in ihrem Schwarz und Weiß und Braun und Ocker, das goldfarben aufgehellt in den Glasfenstern des Chores wiederkehrte. Sonst kein Gold. Nein, nicht schon wieder das Vexierspiel des Spaziergangs, nicht schon wieder die Überlagerungen und Verschiebungen. Ihr Gehirn war wie ein abgeknipster Film, den man aus Versehen gleich zweimal abgeknipst hatte.

Jedes Foto war über dem anderen fotografiert. Sie fühlte in sich, wie das schwere Bild gleichsam in ihr nach unten sank, aus dem Kopf ins Herz, aber von dort dehnte es sich wie eine Masse aus, füllte ihre Glieder und Adern, und nur im Kopf schwebte das überlagerte Bild einer weiß-goldenen Orgel, die sich jubelnd, spielendleicht erhob, gegliedert in drei Türme, die wie ein zarter Vorhang den Blick auf eine Bühnenfläche freizugeben schienen, und diese Bühne erstand noch einmal kleiner im aus der sicher ruhenden Empore herausstehenden Rückpositiv. Die Orgelpfeifen zartgrün bemalt. Wenn sich der Vorhang schließt, umschließt er das barocke Welttheater der dreischiffigen Hallenkirche, weiß und golden jubelt alles hell und weit; der gestuckte Himmel über ihr, sanft sich wölbend, weiß; Paradiesgarten mit Putten und Akanthus, fern so fern, und Blumengirlanden, weit so weit. Wie oft ist sie die Wege dieses Paradieses abgescritten, wo es sonst kein Paradies gab. Das Paradies ist schwer geworden. Es hat keine Blumen mehr. Es ist ein bisschen weiß auf viel schwarzem Grund, so weiß wie Schnee, so schwarz wie Ebenholz. Es war wohl vergeblich, sich gegen die Überlagerung der Bilder zu wehren. Die Straßen überlagerten einander, die Häuser, die Plätze, die Kirchen, ja selbst die Orgeln, die Kanzeln und Altäre. Darin erwies sich die Kirche nicht als Schutzraum; sie nahm ihre alten Bilder, ihre Hoffnungen und ihre Trauer mit hinein. Die Bilder saßen ihr auf, wie sie den Hoffnungen aufsaß, sie drangen in sie ein wie durch einen feinen Filter, so wie die Hoffnungen aus ihr herauszusickern begannen wie durch feine Haarrisse in ihrer Haut. An welchem Ort war sie angekommen? Utopie. Sie hatte es doch gewusst. Es gab keinen Ort. Keinen neuen des Neuanfangs, keinen inneren der Neuorientierung. Es hatte sich gut angehört, glaubwürdig, erfolgversprechend: Sie würde ihrem Mann in die neue Stadt folgen, natürlich würde sie ihm folgen, und sie konnte so den Absprung wagen, musste ihn wagen, den sie sonst vielleicht nicht gewagt hätte: Zum erstenmal in ihrem Leben ohne Beruf. Es würde die große Freiheit sein. Die Freiheit vom Beruf, von seinen alltäglichen Mühen. Sie konnte den Vorteil nutzen, eine Frau zu sein, so wie sie in den Jahren vorher auch die Nachteile, eine Frau zu sein, durchlebt zu haben glaubte. Es war ihr noch mehr Freiraum zugewachsen, seit die Tochter mit dem Studium angefangen hatte. Die hessische Universitätsstadt, die ihr von der zentralen Vergabestelle zugewiesen worden war, erlaubte der Tochter nur noch seltene Besuche "zu Hause". Die Stadt, in die ihre Eltern mit Beginn ihres Studiums gezogen waren, würde ihr aber kein Zuhause mehr werden, so reizvoll sie die norddeutsche karge Landschaft auch fand. Sie war nicht

Teil ihrer Biographie. Sie konnte sie adaptieren; aber es war vordringlicher, die liebliche hessische Landschaft sich anzupassen wie ein Kleidungsstück, das einen eine Weile begleiten, das man nicht mit der nächsten Modewelle ablegen würde.

Die wechselnden Moden, das war auch nie ihre Sache gewesen. Etwas musste zu ihr passen. Wann so etwas angesagt war wie ein Paradigmenwechsel, das unterlag ganz anderen Gesetzen. Sie stand jetzt im Chorraum, verharrte vor dem Altar, ohne ihn zu sehen. In ihren Ohren höhnte es. Sie befand sich längst im Dialog.

Freiheit, ein großes Wort, wer's recht verstünde. Nein, das war ja nicht ihr Problem. Kein Deutschkurs hier, mit dem sie den Freiheitsbegriff, bei Schiller etwa, analysieren müsste. Der war schillernd genug. Das Höhnen in ihren Ohren kam woanders her. "Frei nennst du dich? Deinen herrschenden Gedanken will ich hören und nicht, daß du einem Joche entronnen bist." Ich habe keinen herrschenden Gedanken, Herr Zarathustra. Sie sprechen ja auch vom Wege des Schaffenden, und ich bin nun keine "Schaffende" mehr. Ich befinde mich zudem an einem Ort, der Ihnen mehr als suspekt erscheinen dürfte. Sie wollen wissen, ob ich einen "herrschenden Gedanken" hatte, als ich noch eine "Schaffende" war? Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme, daß Sie sich mit mir unterhalten. Es ist vielleicht auch mehr ein Verhör. Ich werde Sie nicht enttäuschen, sondern Ihr Urteil über die Frauen zu Ihrem Triumph bestätigen. Ich hatte auch da keinen herrschenden Gedanken. Sie wollen sich selbst zitieren: "Des Mannes Gemüt aber ist tief, sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: das Weib ahnt seine Kraft, aber begreift sie nicht." Ich kapituliere doch nicht vor Zarathustra. Ich rede Ihnen doch nicht nach dem Munde, Herr Zarathustra. Es tut mir leid, aber ich finde Ihre Generalisierungen lächerlich. Ich finde Ihre essentiellen Zuweisungen von Geschlechtsmerkmalen wissenschaftlich höchst unredlich. Welche Statistik hätten Sie bemüht oder meinetwegen auch gefälscht, um zu so grundsätzlichen Aussagen über die "Natur" des Mannes oder des Weibes zu kommen? Sie kennen natürlich auch den Begriff des geschlechtsspezifischen Rollenverhaltens nicht. Natürlich nicht. Sie streiten sich auch nicht mit mir in Ihrer ewigen Überlegenheit. Ich will mich auch nicht mit Ihnen streiten. Lesen Sie etwas über den Schatten, den jeder Mensch in sich trägt, über die verhängnisvolle Ausgrenzung dieses Schattens, ja, lesen Sie Carl Gustav Jung. Das könnte spannend werden, Ihnen beiden zuzuhören bei einem Gespräch über die Frauen. Was versteht die Tiefenpsychologie unter einer "integrierten Persönlichkeit"? Sie sind jedenfalls keine, Herr Zarathustra. Ihren gesamten Selbsthass haben Sie auf die Frauen projiziert. Jetzt weiß ich es: Sie könnten sich von Jung analysieren lassen. Aber zurück

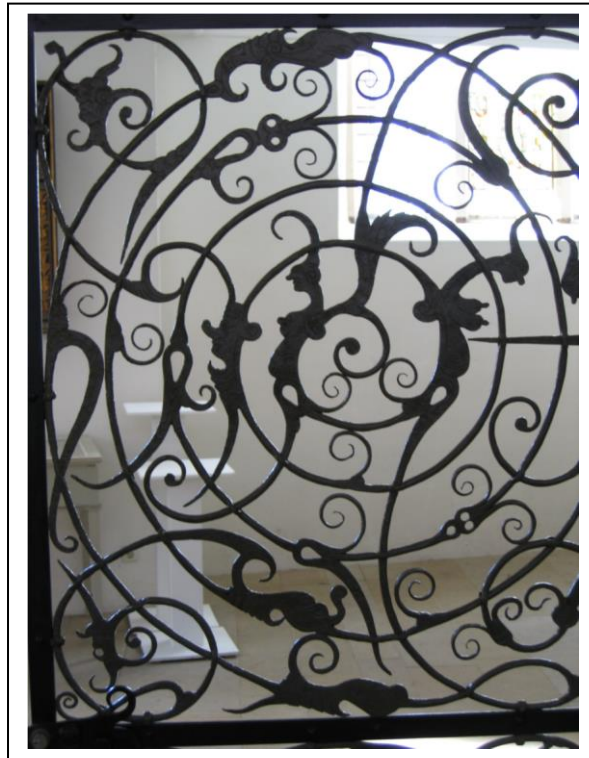
zu dem herrschenden Gedanken. Also, es gab da keinen einzigen, der mich umgetrieben hätte. Mich hat vieles umgetrieben. Zuerst, was das wohl sei, eine gute Lehrerin zu sein, später, wie ich überleben könnte in meinem Beruf. Vieles noch. Darauf könnten wir später auch noch mal zurückkommen, auf Ihren Satz: "Alles am Weibe ist Rätsel, und alles am Weibe hat eine Lösung: sie heißt Schwangerschaft." Sie musste ihre Augen anstrengen, denn sie stand gerade in einem schwach beleuchteten Teil des Chores. Das "eine" vor Lösung war tatsächlich kursiv gedruckt. Daß das "Rätsel Weib" für den Mann mit der Schwangerschaft der Frau gelöst sei, hätte sie fast zum Lachen gebracht. Was für ein Armutszeugnis, Herr Zarathustra, stellen Sie sich da aus. Und wer fragt mich, ob für mich damit etwas gelöst war? Ich muss es mich schon selber fragen. Aber was, Herr Zarathustra, hätte denn damit gelöst sein sollen? Mein Hormonproblem. Meine Lebensaufgabe. Meine Daseinsbestimmung. Meine Sinnsuche. Mein Gottesbild. Mein Mann-Frau-Verständnis. Das Problem, ob die Germanistik in den neunziger Jahren zur Medienwissenschaft geworden sei, das Problem der Gewalt. Ach ja: "Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andere ist Torheit." In den Armen von Leichen muss es sich angenehm ruhen. Aber dem Herrn ist es verborgen geblieben, wieviel Tote unter der sogenannten Zivilbevölkerung, also unter den Frauen und Kindern, die großen und kleineren, örtlich begrenzten Kriege gefordert haben. Was für eine Idee, Nietzsche in der Kirche zu lesen. Aber warum nicht in der Kirche. War die so weit weg von manchen seiner Ansichten? Das Rätsel Weib war auch der Kirche noch ein anstößiges Rätsel. Wo ist die Stimme der Kirche im Jugoslawienkrieg? Aber davon, Herr Zarathustra, reden wir ja nicht. Es gibt ein paar Sätze von Ihnen, die höhnen immer in meinem Ohr. Dieser zum Beispiel, ich habe ihn ein bisschen feministisch angepasst: "Bist du eine solche, die einem Joche entrinnen durfte?" Und Dein so berühmter, wie sollte er nicht auch für mich ruhsüchtig nach Anerkennung heischen: "Frei wovon? Was schiert das Zarathustra? Hell aber soll mir dein Auge künden: frei wozu?" "Wozu" in Kursivdruck. Ich weiß es nicht, Zarathustra. Ich ahne es nicht einmal. Ich will mir keinen Gott schaffen aus meinen sieben Teufeln. Ich will mir nicht selber mein Gutes und Böses geben. Ich will nicht Deine Einsame sein, die ihren Willen zum Gesetz macht (verzeih die Adaption!), ich will nicht. Das Buch hing schwer an ihrem Arm. Alles ist schief, was ich da lese, dachte sie, schief, verzerrt, plump. Aber dann natürlich: diese Sprache! Nichts ist schief an dieser Sprache. Wie ist es möglich, schiefe, krumme, plumpe Gedanken in eine so schöne Form zu kleiden. Wie hält man den Widerspruch aus, daß einen die

Sprache erhebt, während einen die Inhalte abstoßen. Noch immer stand sie vor dem Altar, ohne ihn zu sehen. Sie hatte aufgehört, die Besucher zu zählen, was zu ihren wenigen Aufgaben, außer ihrer Präsenz, gehörte. Sie würde eine Phantasiezahl in das Aufsichtsbüchlein eintragen müssen. Sie wandte sich um. Ein älteres Ehepaar unterhielt sich gedämpft über die Orgel. Eine jüngere Frau saß versunken in einer der Kirchenbänke. Doch eine Beterin? Immer noch war es hell in der Kirche, obgleich nicht mehr wirklich angenehm kühl. Schwer vorstellbar, daß draußen diese Hitze stand, daß ein makelloser Sommer die Welt gleichsam als dunkle Melodie vom Bassschlüssel in einen ewigen Violinschlüssel transponierte, während sie im Bassschlüssel verharrte, fröstelnd jetzt, ein schwarzer Punkt oder eine schwarze Note auf einer Hilfslinie. Die Orgel blieb stumm. Abrupt wandte sie sich ab. Wie lange hatte sie hier gestanden? Vermutlich gar nicht so sehr lange. Es kam ihr nur so vor, weil alles um sie herum so unwichtig geworden war. Alles schien stillzustehen in diesem Raum, aber es gab auch hier Wandel und Bewegung. Die meditierende junge Frau hatte die Kirche inzwischen verlassen, das ältere Ehepaar dagegen in einer anderen Bankreihe Platz genommen. Eine Familie hatte das Kircheninnere betreten, Eltern, ein kleinerer Sohn und ein etwas älterer im Rollstuhl. Die Mutter schob diesen Sohn, dessen große Augen verständnislos zu starren schienen.

Ihr Blick wandte sich jetzt vom Kind im Rollstuhl zu den sechs großen schmiedeeisernen Gittern, die den Chorraum vom südlichen Nebenraum abtrennten. Soweit sie sehen konnte, enthielt dieser Nebenraum nichts Besonderes. Oder doch? Ein kleines bemaltes Glasfenster fiel ihr auf, ein Oval in der Mitte mit einer vertikal gestellten Schlange, Hammer und Zange zu ihrer linken und rechten Seite. Sie wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Es faszinierten sie auch mehr die zwei großen Vögel, Greife, Fabeltiere, die das lorbeereingefasste und blumentumspielte Oval zu halten schienen. In zwei Rauten links und rechts am unteren Bildrand war die Jahreszahl vermerkt, links eine 16, rechts die 62. Versunkene Welt eines fernen fremden Jahrhunderts, über das sie ohnehin nur ein paar eher lückenhafte historische und literarische Kenntnisse hatte. Barockzeitalter. Barock, das kam aus dem Portugiesischen und hieß so viel wie "unregelmäßige, schiefrunde Perle". Schiefrund, Herr Zarathustra, wir haben doch miteinander zu tun, obgleich sie ja beileibe nicht in dem Jahrhundert anzusiedeln sind, dem die schiefrunde Perle ihren Namen gegeben hat. Was für ein Spiel spielte sie? Eine Zeitreisende zu sein? Ein prüfender, sich vergewissernder Blick in das Kircheninnere. Sie war eine unter anderen einzelnen. Ihr Blick fiel auf ihre Strickjacke in der

Kirchenbank, die dort leicht unordentlich ausgebreitet neben anderen Utensilien lag, als sei die Kirche ihr Zimmer geworden, in dem sie ihre Habseligkeiten herumliegen lassen konnte. A room of one's own. Das nun doch nicht gerade. Sie zog die Jacke an, zögerte ein bisschen, dann aber nur, trotz der Müdigkeit in den Beinen, die paar Sachen zusammen, legte den Nietzsche dazu, ein grau eingebundener dicker Leinenband, dessen Deckel keine Inschrift preisgab, und ging wieder, etwas unschlüssig, in den Altarraum zurück.

3. Weibliche Grottesken



Die Gitter waren es, die sie anzogen. Wer war es nur gewesen, der ihr angeraten hatte, besonders die Gitter in Augenschein zu nehmen? Sie kannte nun wirklich noch nicht viele Menschen in der neuen Stadt; es schien ihr etwas grotesk, daß ihr nun nicht einfallen wollte, wer die Gitter erwähnt hatte. Es war vor allem die Erwähnung der weiblichen Grottesken gewesen, die sie hatte aufhorchen lassen. Sie hatte sich darunter nichts vorstellen können, aber sie wusste, daß es das war, auch die Leere ihrer Vorstellung, die sich da füllen sollte, was sie zu den Gitterflügeln trieb. Sie waren nicht

erdrückend mächtig, eher zierlich filigran in ihrer Anlage. Wie drei Flügeltüren, die aber längst den Charakter von Türen verloren hatten, eine halbhohe Front, durch die und über die man bequem schauen konnte. Sie waren hier auch nicht am richtigen Platz. Sie gehörten rechtmäßig an die nördliche Seite des Altarraumes, waren dazu bestimmt gewesen, die Taufkapelle vom Chorraum zu trennen und beide zugleich zu verbinden - einmal durch die filigrane Durchlässigkeit, zum anderen wohl durch die Motive. Das war allerdings seltsam. Man nahm zuerst überhaupt keine Motive wahr. Was man sah, wenn man nicht allzu detailversessen hinschaute, waren die zwölf Rechtecke, die vier äußeren, die jeweils eine Flügeltür bildeten, ein wenig schmaler nur als die der inneren Tür; der Abstand zwischen inneren und äußeren Türen war auch nur geringfügig breiter. Vorherrschend im Gesamteindruck war die Gliederung einer großen Fläche in eher gleichmäßig scheinende Rechtecke. Alle waren sie gefüllt mit einer Spirale, die sich von innen nach außen aufrollte, ohne den Abstand der Bögen zueinander zu vergrößern. Die Spiralen, die bei oberflächlicher Betrachtung stellenweise Verdickungen zu haben schienen, entließen aus verschiedenen Ansatzstellen oder Durchbruchstellen ein Geflecht von Ranken, die sich wie auseinandergezogene und auskeimende Spiralen über die ursprünglichen lagerten, ein Gewirr von unspezifischer Ornamentik, vielfach verschlungen. Allmählich erst stellte sich ihr Auge auf die verflochtenen und verworrenen Bögen und Rundungen ein, fokussierte endlich im linken oberen Rechteck eine Gestalt, einen Hirsch, der gleichsam aus dem innersten Spiralbogen herauswuchs, mit dem Geweih in die rechte obere Bildecke wies und so eine Diagonale durch das Rechteck zog. Der Schweif lief in einer Ranke aus. Parallel dazu zeigte der rechte Flügel der linken Tür dasselbe Motiv, nur daß diesmal das Hirschgeweih in die linke obere Ecke wies und die Diagonale also gegenläufig verlief, so daß beide zusammen eine zarte Dreieckskomposition bildeten, die aber durch die unteren Bildmotive der Tür wieder aufgehoben wurde in der massigen Horizontale, die die beiden unteren Tiere, zwei Fabelwesen, die wie sich einander zuneigende Schwäne aussahen, formten. Schwäne. Hirsche. Und dort, in der rechten Tür, jetzt sah sie es auf einmal ganz klar, sprangen zwei Einhörner, ihre aufgereckten Körper zogen wie die der Hirsche jeweils eine Diagonale durch das Rechteck, ihre gedrehten Hörner schienen sich in der Spitze des von ihnen zusammen gebildeten Dreiecks zu berühren. Seltsamerweise fanden sich keine Fabelwesen in den unteren Rechtecken, die in ihrer Schwere die leicht sich aufrichtenden Tiere hätten nach unten abstützen können, ihnen gleichsam festen Boden verleihend. So weit war der Sinn für Parallelkonstruktionen bei diesem Künstler

des barocken Zeitalters nicht gegangen. Ihr Auge, so sehr es sich auch bemühte, konnte gar keine bestimmten Wesen ausmachen. Auch die gesamte breitere Mitteltür wies in allen vier Rechtecken weder Hirsch noch Schwan noch Einhorn auf. Aber auf den Spiralbögen lagen Gestalten. Deutlich sichtbar reckten sich Köpfe hoch, knollige oder spitze lange Nasen wuchsen aus den Gesichtern. Die Haare liefen in einer Art Schweif aus, der sich wie ein Zipfel nach oben rankte. Das Stirnhaar war ebenfalls zu einer steilen Locke gebündelt. Wie auf einen Pfahl gebunden lagen die Gestalten da. Die Körper hatten nur undeutliche Konturen, Arme waren nicht erkennbar, auch Beine waren nicht auszumachen. Statt der Beine wiesen die Körper schwanzartige Fortsätze auf, Wurmfortsätze, überlange Appendices. Diese Schwänze am Kopf und am Rumpf unterschieden sich deutlich von den rankenartigen kleinen Spiralen, die sich aus Verdickungen, Durchbruchstellen an den Spiralen herauswanden und dem Ganzen eine spielerische Zartheit gaben. Diese an die Spiralen gekettet oder geschmiedet liegenden Figuren hatten nichts von solcher Zartheit. Sie sahen eher grobschlächtig aus. Wieso waren es "weibliche Grotesken"? Was bedeutete das überhaupt? Die Figuren, die nur aus Köpfen und Rumpfen bestanden, hatten riesige Brüste und aufgequollen wirkende Bäuche, die dann in die starken Schwänze übergingen. Nein, dazu hatte sie keine Assoziationen. Die Figuren erzeugten Abwehr in ihr, nicht Ekel oder Entsetzen, bloß Abwehr. Sie konnte sich auch nicht erklären, was diese Figuren mit den sakralen Motiven zu tun haben sollten. Wenn sie reine Dekoration sein sollten, bloßes Ornament, warum dann diese Hässlichkeit im Detail? Das Jahrhundert, das wusste sie, liebte das Groteske, das Spiel mit Putten, Ranken, fantastischen Fabelwesen. Vor ihrem Auge formte sich wieder der Torbogen, durch den sie auf dem Weg zur Kirche in die innere Stadt gekommen war. Die Jahreszahl, dort war die Jahreszahl eingeschrieben, 1659? Sie konnte sich nicht mehr so genau erinnern. Ihr Blick ging zurück. Sie wollte die Jahreszahl auf dem Unterzugsbogen unterhalb der Orgel noch einmal sehen. Das aber wusste sie, sozusagen von Haus aus, es war Teil ihres Berufes, das zu wissen, ihres ehemaligen Berufes: Dieses Zeitalter des Schiefen, der Unverhältnismäßigkeit, der grotesken Gegensätze, in dessen eiförmigen Schoß sie zurückgekrochen schien, eine groteske Regression, dieses Zeitalter hatte wie kein anderes die Kleider geliebt, und wenn nicht geliebt, so doch gebraucht, die Reifröcke, die schwer bestickten Roben, die Allongeperücken, die Masken. Es war, als sollte die Nacktheit in ihrer Armseligkeit für immer abgeleugnet und vertrieben werden. Lieber begab man sich in den Käfig des Korsetts, lieber polsterte man sich aus, lieber verummte man sich bis

zur Unkenntlichkeit, als daß man den Körper so preisgegeben hätte. Und hier nun diese grotesken Nackten, in all ihrer ungeschützten, nur mühsam verfremdeten Körperlichkeit, in ihrem hilflosen Angeschmiedet-Sein, das niemals ein Angeschmiegt-Sein war. Es war leicht, sich das zu fragen, und die Frage kam nicht als Überraschung. Sie hatte sie abgewehrt, aber mit dem ersten Erkennen war sie da gewesen. Diese Frage: Bin ich das? Sie wusste, daß das unzulässig war. Sie sollte in den nächsten Tagen eine Bücherei aufsuchen, nachschlagen, was die Lexika hergaben über das Grotteske in der Kunst, besonders in der Kunst des Barock. Was würde sie finden unter einem Stichwort wie: weibliche Grottesken? Sie würde das tun, natürlich. Aber es änderte nichts an dieser Frage. Es würde interessant sein, etwas über den Geist zu erfahren, der das schuf, Genaueres, als ihr geläufig war, Erhellendes womöglich. Kein Kostüm des Barockzeitalters stand ihr zur Verfügung. Für den Sekundenbruchteil sah sie sich wieder vor dem Schaufenster des Modegeschäftes, in dem sie den Schlüssel abgeholt hatte. Die steife, seltsam verrenkte Schaufensterpuppe stand da, nur ein Seidenkostüm, dezent grau, ein kurzer Rock, viel Bein. Es war kein Kostüm für sie gewesen, kein Kostüm schien zu passen, keins durch die Jahrhunderte. Leben anprobieren wie Kleider. Aber das war sie, ein weiblicher Prometheus, nicht an einen Felsen geschmiedet, sondern in diese Spirale geschmiedet, für immer auf dem Rücken, in grotesker Blöße nur Kopf und Rumpf, mit schwanzartigen, dornartigen Fortsätzen. Der Kopf war immer nach oben gereckt, aufgerichtet in aufbäumendem Protest. Sie wusste, daß sie nichts über die Stellung der Frau in der Gesellschaft oder wie man das fachgerecht formulieren müsste, hier erfuhr. Wohl auch nichts über das Verhältnis der Frau zu Gott, die Rolle der Frau in der christlichen Religion, obgleich das noch am wahrscheinlichsten war, denn schließlich handelte es sich um ein Gitter im Altarraum einer Kirche, zwischen Altarraum und Taufkapelle. Die Frau als die Unerlöste, die trotz der Taufe nicht vorbehaltlos von Gott angenommene? Sie wusste wirklich nicht, ob Gott für die Frau einen Extra-Weg zur Erlösung vorgesehen hatte. Gab es nicht eine Stelle in der Bibel, daß nur über die Frommheit der Kinder die Frau von Gott angenommen werden könne? Sie wusste, sie beging eine exegetische "Todsünde": Sie erinnerte fragmentarisch, sie riss aus dem Zusammenhang, sie nahm kein theologisches Wissen zu Hilfe. Aber sie wusste auch: Sie war selbst aus dem Zusammenhang gerissen, und gar kein Wissen, auch keins von Gott, kam ihr zu Hilfe. War es denn überhaupt Gott, der sie interessierte? Wir konnten von Gott immer das wissen, was wir bereit waren, über ihn zu sagen. Wir konnten von Gott immer das wissen, was wir ihm

zuschrieben. Er war des Menschen gewaltigstes Geschöpf, seine größte Schöpfung. Oh ja, er existierte. Er existierte wie alles, was es gab, an Materiellem und Gedachtem. Aber wenn er eine Schöpfung des menschlichen Geistes war, war er kleiner als der Mensch, so groß ihn der Mensch sich auch immer denken mochte. Die Zeugnisse des Alten Testaments sahen Gott doch durchaus als den Irrenden, den Zornigen, den Gütigen, den Barmherzigen, den Rächenden. Sie gaben ihm alle Eigenschaften des Menschen, wie es die Griechen auch mit ihren Göttern getan hatten, nur, daß jetzt nicht mehr viele Götter konkurrierten, sondern nur noch einer da war für alle, konkurrierend nur noch oder eher buhlend um die Liebe aller. Gott? Meine verkürzte Theologie, meine fromme Blasphemie, mein Gott aus den sieben Teufeln. Nun entsteht er doch, während ich ans Gitter geschmiedet bin, Kopf und Brust und Bauch. Sie machte schließlich noch eine Entdeckung. Vom Außenrand der großen Spirale wuchs eine weibliche Grotteske nach innen, aus deren vorgewölbtem Bauch eine spitz zulaufende Stange stieß, ein Schwert, das den Körper von hinten durchbohrte; es zielte, so sah es aus, dem der Figur zugewandten Einhorn mitten ins Herz. Und nun entdeckte sie noch mehr dieser Schwerter, sie wuchsen auch aus den riesigen Brustwarzen. Sie wuchsen aus den Leibern heraus, denn ihre Spitzen zeigten immer nach außen. Mein Bauch ist meine Waffe, meine Brüste durchbohren dich. Was war das für eine Botschaft, an wen war sie gerichtet, was hatte das zu bedeuten? Vielleicht unterlag sie einem Wahrnehmungsfehler, einem Interpretationsirrtum. Aber sie interpretierte noch gar nicht, sie nahm wahr. Allerdings, was wir wahrnehmen, das hatte sie erst neulich gelesen (wo nur), entsteht gleichsam erst mit dem Beobachter. Das gilt für alle physikalischen Gesetze, die nicht ohne den Beobachter bestünden. Wenn es stimmt, daß unser Gehirn keinen unmittelbaren Zugang zur Welt besitzt, wenn Erkennen nichts mit den Gegenständen zu tun hat, aber alles mit dem internen Prozess des Beobachters - was für Prozesse gingen in ihr vor? Sie schrak zusammen, weil eine kräftige Stimme sie ansprach. Sie wandte sich um. Es war die Küsterin. Sie folgte der Frau durch das Mittelschiff der Kirche. Merkwürdigerweise war der Gang nicht ganz gerade, sondern verlief leicht achsenverschoben. Vor der Westtür war von innen eine Gittertür angebracht, die mit einem Querriegel zusätzlich gesichert war. Wenn während der Mittagszeit die Kirche geschlossen war, sollte den Vorbeigehenden, den potentiellen Besuchern wenigstens der Blick durch diese Glastüre ins Kircheninnere ermöglicht werden. Die Küsterin begann nun, indem sie jeden Handgriff mit Erklärungen begleitete, verschiedene Schlösser zu öffnen, Fußhebel zu bedienen, den schweren Eisenriegel zu

entfernen. Er gehörte an einen besonderen Platz, der wiederum nicht ganz einfach zugänglich war. Schließlich wurden die Gittertüren geöffnet, zur Seite weggeklappt, und das Westportal konnte geschlossen werden. Sofort war die Kirche sehr viel dunkler. Ein seltsames Licht verbreitete sich, als ob man zwei Farbtöne mischen würde. Es wurde auch ruhiger, gedämpfter im Raum. "Auch der Staub bleibt draußen", sagte die Küsterin, "die Sommertür sollte nicht länger als nötig offenbleiben, es ist nicht gut für die Orgel." Sie wechselten noch einige Worte, die Küsterin erzählte, daß sie heute noch mit einer kleinen Gruppe eine Turmbesteigung vornehmen müsse, erst am späten Nachmittag, es war ja lange hell. Ihr Kirchendienst würde dann zu Ende sein, aber es hätte sie heute nicht verlockt, auf den Kirchturm zu steigen. Ihre Beine waren schwer, alles an ihr war schwer. Sie hatte das Gefühl, als müsste sie sich gleichsam selbst tragen, wollte sie die Stufen hochgehen. Der Blick von oben auf die Stadt war nicht ihr Blick. Die Weite wäre Illusion und auch die Erhabenheit. Sie war an das Unten geschmiedet, die Beine ein Wurmfortsatz. Nachdem die Küsterin gegangen war, setzte sie sich in die Kirchenbank. Ihre Strickjacke lag dort immer noch, daneben das Buch. Das Licht hätte zum Lesen immer noch ausgereicht, aber ihre Hände umklammerten bloß den Buchdeckel.

Durch den Kirchenraum sprang eine seltsame Figur. Wie ein Känguru hüpfte sie, aber auf einem gekrümmten Schwanz, der ungeheuer stark zu sein schien. Aus dem Beutel des Kängurus stand waagrecht ein Schwert, nicht besonders lang, aber stark und spitz zulaufend. Die Figur hatte nur eine riesige Brust, und das Schwert aus dieser Brust zielte genau auf sie. "Du bist überall, ich wusste, du würdest herabsteigen, dich herauswinden aus deiner Spirale. Ich wusste, du kämest mir nach. Auch in diese Stadt. In jede. Noch weiß ich nicht, wer die anderen sind, aber ich wusste, du würdest als erste bei mir sein, zwei Schwerter aus Brust und Bauch auf mich richten. Was willst du von mir?" Wie war sie nur auf diesen Trick mit dem Känguru verfallen. Die Hilflosigkeit des Sehens vor dem barocken Enigma ließ sie Bekannteres assoziieren, obgleich sie auch ein Känguru nur vom Zoo kannte. Sie war nie gerne in den Zoo gegangen, weder als sie ein Kind war, noch als Erwachsene mit ihrem eigenen Kind. Es war nicht das Mitleid mit den gefangenen Kreaturen, sie war immer selbst eine Gefangene gewesen. Sie konnte nichts Possierliches an den possierlichen Tieren, nichts Erhabenes an den erhabenen Tieren, nichts Witziges an den witzigen Tieren entdecken. Es fehlte ihr ein Sensorium für die Tiere. Sie konnte keinen wie auch immer gearteten Bezug zu ihnen herstellen. Das Känguru war auch nicht da. Ihre kurze Regression ins

Barock hatte ihre Phantasie grotesk infiziert. Das Känguru war bestenfalls eine Metapher. Sie war als letzte aus dem Beutel ihrer Mutter gesprungen, nicht bei der Geburt, sondern später, als junge Erwachsene schon, aber zu früh, immer zu früh. Da war dieser Mutter ein Schwert gewachsen, ein starkes mütterliches Schwert. Das arbeitete wie eine Wünschelrute, es fand sie immer wieder und spießte sie auf. Das Weglaufen nutzte nichts. Ich finde dich. Ich sage dir, wer du bist. Die Spitze trifft immer dieselbe Stelle. Ein Loch bildet sich da, ein winziges Loch. Aber es wird tiefer, breiter, es sammelt sich Blut. Das Blut fließt nach innen ab, es gibt da einen Kanal, der muss sehr weit sein. Aber bestimmt zirkuliert das Blut, es bildet sich ein Nebenkreislauf für das Blut aus dieser Wunde, das immer zirkuliert. Wir sind wieder im gleichen Zeitalter angekommen. Wir haben die schiefe Perle geweint. Du liebst deine schiefe Liebe, und ich denke in meinen schiefen Bildern. Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen. Als Deutschlehrerin schleppt man seine Zitate mit. Ich weiß, wer es gesagt hat, es spielt keine Rolle.

Es sind alles Versatzstücke. Meine Erinnerung besteht aus lauter Versatzstücken. Ich werde die Teile dieses Puzzles nicht zusammensetzen können, sie geben ein schiefes Bild. Ich lebe nicht in der Zeit des Barock, aber Häuser aus diesem Jahrhundert umgeben mich, sind Teil meiner (meiner?) Stadt, in dieser Kirche bin ich, die ihren schönen Schmuck diesem Jahrhundert verdankt, ihren schönen, grotesken Schmuck. Ich, die schiefe Perle. Und dennoch, welche Anmaßung. Was will ich denn. Will ich das wirklich alles noch einmal erleben? Es war doch nichts Spektakuläres, keine Misshandlung, keine Verwahrlosung, keine Vernachlässigung. Nicht einmal gewollte Lieblosigkeit. Was war es dann? Was ist es dann, das immer noch weh tut, jedes Mal. Aber am wehesten tun nicht deine Schwertstiche. Am wehesten tut, und das ist merkwürdig, meine Auflehnung dagegen, mein erneutes Verletzt-Sein. Daß ich dich vor mir anklage, versetzt mir jedes Mal den Stich. Daß ich mich schuldig spreche, weil ich keine Ruhe finde, das bohrt sich immer tiefer in mich ein. Es ist nicht das Leiden an einer Monstrosität, sondern das Leiden an der Banalität. Die Banalität des Besitzergreifens vom anderen, an dem man aber letzten Endes nicht einmal interessiert ist, dem man nicht einmal eine eigene Person zugesteht. Aber dazu müsste man wissen, was das ist, eine eigene Person. Wie weit geht das zurück? Unsere Angst hält sich immer nur die Waage und sucht sich ihre eigenen Wege zur Befreiung. Sie sind immer falsch, weil ein Kotau vor der Angst. Ich bin noch klein, ein Kind von drei oder vier Jahren vielleicht. Die ganze Kinderhorde macht einen Raubzug durch die Schrebergärten der

Nachbarschaft. Es ist kein Mundraub, der Krieg ist schon ein paar, wenige Jahre zu Ende. Ich kann mich an wirklichen Hunger nicht erinnern. Wir wollen bloß die Kleingärtner ärgern, so viel kriege ich immerhin mit. Ich bin die Kleinste in dem Trupp, kann auch nicht so schnell laufen wie die anderen. Ich sehe auch nicht, was sie über den Zaun hinweg abpflücken, ich sehe nur ein paar unreife Stachelbeeren, die ich leicht greifen kann. Ich mag die saure widerständig harte Frucht. Und da hat mich auch schon einer gepackt. Die Kleinsten erwischt man, die Schwächsten müssen alles ausbaden, den Letzten beißen die Hunde. Meine Mutter treffen wir auf dem Hof. Sie hört sich die Beschwerden über ihre diebische Tochter an. Und da, vor den Augen des Mannes und der aufmerksamen Nachbarn werde ich gezüchtigt, mit dem Stock, demonstrativ. Fing es so an? Die Schläge waren auch nicht das Schlimme, ich war immer ergeben in Strafen, sie lösten den Angstknoten. Und wie hätte ich wissen können, daß sie das bei meiner Mutter auch bewirkt haben müssen. Hier, ihr könnt es sehen, ich erziehe meine Kinder streng, ich ersetze ihnen den Vater, niemand soll sagen, eine Kriegerwitwe vernachlässige ihre Kinder. So hat es nicht angefangen, weil alles immer viel früher anfängt, bei den Lieblosigkeiten, die man selbst erfahren hat, bei den Ängsten, die man selbst durchlitten hat und bei der Missachtung der eigenen Person, die man täglich erfuhr. Und das gibt man weiter, wenn man nicht zu denken angefangen hat, sondern wenn man stumpf geworden ist, wenn man nichts verarbeitet, sondern alles verdrängt, wenn man sich stark macht, indem man sich fühllos macht. Aber fühllos füllt man einen Rahmen aus, denn man lebt nicht das Leben, sondern seine Schablone. Die Königinrolle Mutter ist die, daß man Fürsorge betreibt. Fürsorge betreiben heißt, daß man für das leibliche Wohl, also für Nahrung, Kleidung und "Erziehung" sorgt. Und Erziehung heißt, daß man für Ordnung sorgt. Das Känguru löste sich auf. Alle Vorstellungen lösten sich auf. Die weibliche Grotteske schien auf ihrem starken Känguru-Schwanz in ihre Spirale zurückgehüpft zu sein. Sie stand aus der Kirchenbank auf, ging ein paarmal im Gang des Mittelschiffs auf und ab, blickte zur Uhr. Ihre Zeit war noch nicht abgelaufen. Plötzlich kam ihr die noch vor ihr liegende Zeit endlos lang und qualvoll vor. Wie sollte sie das aushalten, diese Stille trotz der Menschen, die sich in der Kirche bewegten, die sie aber längst nur schemenhaft wahrnahm, an denen sie jedes Interesse, auch voyeuristisches, verloren hatte. Es kam ihr auf einmal grotesk vor, daß sie dennoch den Wunsch hatte, sich irgendeinem, der nächstbesten Person, in den Arm zu werfen und sie anzuflehen: Hilf mir. Erlöse mich, erlöse mich von meinen Gedanken, erlöse mich von meinen Bildern. Hilf mir, dieses Gitter zu entfernen, diese

Figuren - ich kann sie so schlecht ertragen. Sie schaute auf. Ihr Blick fiel auf eine Gruppe dreier Frauen, zwei Ältere, die sehr dezent-elegant gekleidet waren, und eine junge Frau, die an Eleganz die beiden Älteren noch übertraf. Dabei war sie fast noch ein junges Mädchen, die langen gelbblonden Haare waren in einem Zopf nach hinten zurückgebunden. Die strenge Frisur gab ein lieblich-schönes Gesicht preis, eine zarte hohe Stirn, große intelligente Augen, einen klaren Teint. Die blonden Haare schienen endlos nach unten zu wallen, aber dann erkannte sie, nun doch ohne Scham voyeuristisch, daß die junge Frau ein gelbes Twinset trug, in der Farbe ihrer Haare. Es war ein zartes Gelb, kostbar; gelblich-bräunliche Schuhe, schmal, flach, spielten mit dem Farbton, der die junge Frau nicht farblos oder blass machte, sondern zart-fragil, wie eine gotische Madonna auf Goldgrund, die sich in die barocke Wucht und Schwere verirrt zu haben schien. Die Frauen unterhielten sich auf Englisch, freilich mit amerikanischem Akzent. Es war ihr peinlich, daß sie die Gruppe so angestarrt hatte, sie glaubte, daß es bemerkt worden sei. Deswegen ging sie jetzt auf die Frauen zu und sagte: "Excuse me, please, I don't want to seem rude, but as we've a lot of friends in America, I'd like to know...". Die Kirche hatte ihr Unwirkliches für einen Moment verloren. Es war, als hätten sich Touristen zufällig als solche erkannt und ein belangloses Gespräch miteinander begonnen. Sie erfuhr, daß die eine der älteren Damen, die Mutter der schönen jungen Frau, aus dieser norddeutschen Stadt stammte, sie brauchte auch ihr Englisch nicht mehr zu bemühen, denn Mutter und Tochter konnten Deutsch, die amerikanische Freundin in ihrer Begleitung freilich nicht. Die Tochter studierte an einer amerikanischen Universität, sie war nicht zum erstenmal in der Heimat ihrer Mutter, sie sprach sehr natürlich der fremden Fragerin zugewandt, beim Sprechen verlor sie das Weltfremd-Madonnenhafte, nicht aber den mädchenhaften Reiz, die jugendliche Eleganz. Die Fragerin konnte nun beobachten, ohne unhöflich zu erscheinen, aber sie fühlte in ihrer Faszination auch das leichte schmerzliche innere Ziehen. Sie war, noch einmal, ihrer jugendlichen Idealfigur begegnet, ihrer Traumfigur. So hatte sie immer aussehen wollen, sie, die Kleinwüchsige, die Schwerbusige, die Mütterlichkeit auszudünsten schien und deren Bild von Mütterlichkeit, seit sie zurückdenken konnte, grotesk war. Nie hatte sie ausgerechnet den mütterlichen Weiblichkeitstyp verkörpern wollen, verkörpern nicht durch Wesenszüge, sondern im wahrsten Sinne des Wortes, durch ihren Körper. Sie fand es beschämend, daß sie, die sogenannte reife Frau (Typ? Reife? Was passierte mit ihren Wörtern, diesen Abziehbildern im Kopf?), dieses Sehnsuchtsbild zulassen konnte; über vierzig zu sein, war kein Schutz vor Rückfällen in

eine Jugendlichkeit, die manchen heutigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen aber völlig fremd zu sein schien; sie akzeptierten sich selbst in einer viel distanzierteren, fast schon überlegenen Art und Weise. Wem überlegen? Aller Erwachsenenkritik vielleicht.

Aber möglicherweise verallgemeinerte sie zu stark, verabsolutierte wenige vage Eindrücke. Denn was wusste man schon so genau oder überhaupt von anderen. Die drei Frauen hatten sich höflich verabschiedet. Nein, sie wolle nicht mehr in Deutschland leben, hatte die Mutter versichert, so schön es sei, zurückzukommen, manchmal, es sei Vergangenheit. Und Amerika? Die neue freie Welt, das veraltete Modell. Amerika hat es längst nicht mehr besser. Oder doch? Heute war nichts dazu angetan, sie von sich zu befreien, sie von sich zu erlösen. Auch der Blick auf den Erlöser nicht. Eine eher kleine Figur, hing er an seinem Kreuz, symmetrisch in der Mitte des Altars, aber fast verschwindend zwischen den vielen Figuren der dargestellten Kreuzigungsszene, weiße Figuren aus weißem Holz, umrahmt von viel Schwarz. Ihr Blick streifte ihn nur flüchtig, als sie sich wieder dem Altarraum zuwandte. Sie stand vor dem Gitter, den schmiedeeisernen Türen, als wolle sie sich vergewissern, daß sie, die weibliche Groteske, das Känguru, wirklich wieder an ihrem Platz war. Sie waren alle an ihrem Platz, soweit sie es sehen konnte. Auch die eine, die sie verdächtigt hatte, herausgehüpft zu sein. Sie war wieder ans Gitter geschmiedet, nach vorn gebeugt der lange Hals mit dem Kopf, von dem das Haarschwert geschweift nach oben stieg, ein Hörn auf der Stirn, oder war es eine grotesk vergrößerte, nach oben gebogene Nase? Die nach oben gewölbte Brust mit der grotesk großen Warze, der Kugelbauch, aus dem das Schwert stach, auf das Einhorn zielte, der kurze Rumpf, der schwanzartige Schweif, in dem die Figur endete - es war alles noch da, starr, stumm. Nie hatte diese Figur ihr Schwert auf dich gerichtet. Immer war ein Schwert auf mich gerichtet, das Mutterbauch-Schwert, die eiserne Nachgeburt, die Nabelschnur, an der sie noch immer hing. Als Erwachsene, vor gar nicht so langer Zeit, hatte sie noch einmal, wie schon früher öfter, versucht, etwas von der Vergangenheit der Mutter zu erfahren. Sie hatte ja nichts zu verzeihen, aber sie wollte wenigstens verstehen. Sie wusste nicht viel von der Mutter. Alles nur in Andeutungen. Alles mit sehr verbittertem Gesicht, zusammengekniffenen Lippen erzählt. Also, was fragte sie noch. Das Wesentliche wusste sie. Es war nicht schön gewesen, nicht leicht. Es war lieblos zugegangen. Die Ehe der Großeltern war unglücklich. Der Großvater, von bäuerlicher Herkunft, hatte sich zu einem kleinen

Beamten hochgelernt und hochgearbeitet. Da war sie, die älteste Tochter, schon geboren. Sie durfte keinen Lärm machen, da der Vater lernen musste. Der Vater war immer nervös. Er war gut zu den Kindern, aber nervös und jähzornig. In seinem Zorn schlug er sie, in seiner Ungeduld, in seiner Unsicherheit. Die Kinder durften ihn nicht fragen, nicht einmal in kleinen Schulangelegenheiten, er schlug schnell zu, wenn sie etwas nicht verstanden. Und dabei war er ehrgeizig. Die Kinder sollten "die Schule" besuchen, dafür hätte er alles geopfert. Aber weder die Tochter noch der vier Jahre jüngere Sohn wollten auf die "höhere" Schule. Darin waren sich die Geschwister zumindest einig: Bei den Aufnahmeprüfungen würden sie durchfallen. Die Angst bestimmte ihr Leben, frühzeitig, die Angst vor dem Jähzorn des Vaters, die Angst zu versagen, die Angst, etwas werden zu müssen unter Schlägen. Die Großmutter hatte nur Migräne. Gegen den Mann konnte sie nichts ausrichten. Er ließ sie nie wissen, was er verdiente, teilte ihr ein bisschen Geld zu immer zu wenig. Aber die Wohnung richtete er gutbürgerlich ein, alles teuer, fein. In der Nachbarschaft der Zechenarbeiter - es hatte ihn längst in die Stadt verschlagen - beneidete man diesen Aufwand, die finanzielle Sicherheit. In der "Franzosenzeit", der französischen Besatzungszeit des Ruhrgebietes, wo die Familie wohnte, hat man ihn denunziert. Die Mutter will nichts Näheres erzählen; wozu; es war zu furchtbar. Nur das: Selbst das Klavier hat man ihnen aus dem Haus geholt. Vier Jahre lang hatte sie Klavierunterricht, bis sie die Volksschule beendete. Einen Beruf wollte oder sollte sie nicht lernen. Ich habe nie herausgefunden, wie es gewesen ist. Sie lernt "den Haushalt", der Großvater muss dafür bezahlen, sie bekommt nur ein Taschengeld. Es waren sehr feine Leute, bei denen sie war, ein akademischer Haushalt. Auch dort steht ein Klavier für sie bereit. Sie darf die Bibliothek des Hauses benutzen. Sie hat sich immer sehr für historische Romane interessiert, dafür, wie es wirklich gewesen ist. Dichtung interessiert sie nicht, nur die Wirklichkeit. Und der Anteil an "Dichtung" bei den sogenannten historischen Romanen bleibt ihr verstellt. Das Differenzieren ist nicht ihre Sache. Bestimmte Denkkategorien sind ausgeschlossen. "Früher habe ich Bücher verschlungen", erzählt sie, die ich in meiner Kindheit und Jugend nie habe ein Buch anrühren sehen. Bücherwünsche zu Weihnachten oder zum Geburtstag wurden nicht immer erfüllt. Der Krieg hatte ihr den Mann genommen, sie hatte wenig Geld. Das Praktische war immer wichtiger. Wenn sie ihren Mann nicht verloren hätte - wären Büchergeschenke selbstverständlicher gewesen? Sie hatte das immer bezweifelt. Bücher waren, trotz der Lesebegeisterung der Mädchenjahre, eine andere Welt, das Uneigentliche, die entbehrliche Zutat.

Sie erinnerte sich an eine Szene ihrer Kindheit. Sie war dreizehn Jahre alt, vierzehn vielleicht. Sie besuchte den Katechumenen- oder Konfirmandenunterricht der reformierten Gemeinde und hatte die kleine Gemeindebücherei schnell entdeckt. Sie fing an, sich dort Bücher auszuleihen. Eines Tages brachte sie etwas von Hermann Hesse mit. Das "Fräulein" in der Bücherei hatte etwas bedenklich geguckt und besorgt gefragt: "Darfst du das denn schon lesen?" Sie hatte genickt. Ihre Mutter hatte sich noch nie für die Bücher, die sie las, interessiert. Sie las "Narziss und Goldmund", sie las "Demian". Sie hatte einen neuen der Gott. Nicht den, von dem Pastor sonntags erzählte, nicht den, der sich aus lauter Liebe zu den Menschen hatte umbringen lassen, der einem nun seine Liebe antrug, immer wieder seine Liebe. Sie sehnte sich nach Liebe, aber nicht nach solcher Liebe, die nur dem Sünder, der Sünderin in ihr galt. Ihr Gott hieß nun Abraxas; er war ein sehr geheimnisvoller Gott. Der schien die Menschen nicht besonders zu lieben, aber er zwang sie auch nicht in die Knie. Er schien sie seltsam stark zu machen, ganz selbstbewusst, so wie diesen Demian, der über geheimnisvolle Kräfte verfügte. Im Schutzumschlag des Romans befand sich ein Foto des Autors. Das war ein alter Mann, mit länglichem Gesicht und einer runden Brille. Er schaute etwas streng, aber auch geheimnisvoll. Sie wollte dieses Gesicht malen, vielleicht würde ihr etwas von dem Geheimnis zuteil, das diesen Mann und seine Figuren umschloss. In der geräumigen Wohnung ihrer Mutter besaßen sie und ihre ältere Schwester kein eigenes Zimmer. Es gab ein großes gemeinsames Schlafzimmer für Mutter und Töchter (aber nie hatte sie ihre Mutter je nackt gesehen, immer betrat sie im Nachthemd den Raum oder zog sich in völligem Dunkel aus), das große Wohnzimmer, ein Zimmer mit Erker, in dem ein Rauchtisch und zwei Sessel standen, obgleich niemand in der Familie rauchte. Auch das wunderschöne Deckelkästchen aus braunem glänzendem Wurzelholz, das sie so gerne für ihre Schätze gehabt hätte, war angeblich für Zigaretten bestimmt, die nie darin lagen. Im Wohnzimmer standen auch das Klavier, an dem die Mutter manchmal spielte, der große ovale Chippendale-Esstisch, Vitrinen, eine Chaiselongue mit herrlich pelziger, geheimnisvoll gemusterter Decke darauf. Es gab ein großes Bad, in dem sie als kleines Kind ihre Puppen hatte baden dürfen, und es gab die große Wohnküche mit dem Küchentisch, an dem sie Schularbeiten machen musste. An diesem Küchentisch saß sie und malte das Portrait Hermann Hesses in Wasserfarbe. Die Mutter saß auf dem Küchensofa und handarbeitete. Sie schien halb amüsiert über das seltsame Treiben der Tochter, aber eher so, wie man sich amüsiert zeigt, wenn einem etwas sehr peinlich ist. Die Augen blickten

mich von meinem Blatt stechend an. Ich halte diesen Blick aus. Er ist Teil des Geheimnisses und Teil der Lösung, wenn ich sie auch jetzt noch nicht weiß. Ich mische die Farben, streife das Wasser vom Pinsel. Am Mund muss ich noch etwas verändern, vielleicht ist der Mund noch wichtiger, als es die Augen sind. Ich tauche den Pinsel ins Glas, und in meine besessene Stille sagt meine Mutter: "Nun mach endlich Schluss mit dem Unsinn, und räum den Tisch ab. Es ist Abendbrotzeit." Immer braucht meine Mutter den Küchentisch. Die Bilder überlappen sich. Bei so viel Ordnung in der Erziehung keine Ordnung im Denken. Kein Schritt in der Wohnung ihrer Mutter war ohne die Gegenwart der Mutter möglich; und wenn sie nicht körperlich anwesend war, dann war da ihr Schatten. Den Kindern legte sie jeden Morgen hin, was sie anzuziehen hatten. Ihr Mann hatte ihr erzählt, nach einigen Ehejahren, daß sie, wenn die Mutter oft über Wochen zu Besuch war, jeden Morgen ihre Mutter gefragt habe, was sie anziehen sollte. Das kann nicht sein. So unreflektiert habe ich nicht gelebt, nicht so abhängig. Doch, das hast du. Und du hast nichts gesagt? Befreien muss sich jeder allein. Befreien. Frei sein wovon. Ihre Mutter hatte Abhängigkeit immer als Schutz, nie als Abhängigkeit erfahren. Ihr eigenes Elternhaus hatte sie mit vierzehn verlassen; ihre neue "Familie" hatte sie als "Tochter" betrachtet: Haustochter. Man hat für sie die Schneiderin kommen lassen, wenn sie neue Kleider brauchte, man nahm sie mit in die Oper. Sie durfte Mittagsschlaf halten. Das hat sie immer mit besonderem Stolz erzählt. Was ist so Besonderes daran? Die Mutter ist über so viel Unverständnis empört. Solche Fragen beantwortet sie der Tochter nicht oder nur mit abweisend-beleidigtem Gesicht. Ihr wird auch nicht der Widerspruch zwischen ihrem vermeintlichen Tochtersein und dem Verhalten der Familie nach ihrer Heirat bewusst. Da lässt man nämlich durchblicken, daß sie für eine so schlichte Person doch sehr fein eingerichtet sei. So wurde es nicht gesagt, nicht genauso. Aber so viel Eleganz in ihrem Haushalt hatte man eben nicht erwartet. Das erzählt die Mutter ohne Beleidigt-Sein. Soziale Barrieren hat sie immer akzeptiert, nie überspringen wollen. Als ihre Jugendfreundin einen Professor heiratete, hat sie den Kontakt zu der Freundin gleich abgebrochen. Auch die Bitten der Freundin haben sie nicht erweichen können. Sie wollte sich nicht verunsichern lassen, indem sie Lebenssphären berührte, die nicht die ihren waren. Jeden fremden Tropfen in ihrem Blute presste sie sich heraus; was nicht ihr Element war, mied sie. Sie machte sich ganz eng, um möglichst sicher zu sein. So stolz sie die Distanz zu ihren Kindern, gerade auch den erwachsenen Kinder, wahrte, indem sie nie Geheimnisse ihres Lebens preisgab, die ihre Kinder nichts angingen, so überraschend erzählte sie Dinge,

die sie viel schonungsloser bloßstellten, als jede Geschichte über ihre Kindheit zum Beispiel es hätte tun können. Mir, die ich meinen im Krieg vermissten Vater nie kennengelernt hatte, erzählte sie die Geschichte ihrer Ehe, die nur ein paar Jahre existiert hatte, eine typische Kriegsehe war. Oder vielmehr erzählte sie die Geschichte ihrer Liebe. Schon immer habe sich mein Vater für sie, das Nachbarskind, interessiert. Nie hätte er eine andere Frau geheiratet. Sie war seine große Liebe. Sie hat ihn nicht geliebt. Sie hätte lieber einen anderen Mann geheiratet, der sie auch heiraten wollte. Das Kind schaut sie gebannt an. Ja, und warum hast du nicht, wenn ihr euch beide liebtet? Er war ein Künstler, oder er wollte es werden. Sie habe immer Sicherheit gebraucht. Und der Vater hatte einen richtigen Beruf. Er war ehrgeizig. Er war verlässlich. Das Kind staunt. Es weint über die geopfert Liebe. Es hat kein schlechtes Gewissen dem Vater gegenüber, den es nicht kennt. Aber euer Vater hat euch geliebt, ihr wart alles für ihn. Hätte er mich mehr geliebt als du, Mutti? Ein ungläubiges Entsetzen im Gesicht der Mutter. Sie lebt doch nur für ihre Kinder. Weißt du nicht, neulich, als dieser Schlager im Radio gespielt wurde, "Ist meine Frau nicht fabelhaft, fabelhaft, nie geht sie abends aus", da hast du gesagt: "Der meint dich, Mutti; das hätte unser Vater auch sagen können, oder er könnte es sagen, wenn er wiederkäme." Ja, natürlich erinnere ich mich. Aber du nimmst mich nie in den Arm, nie drückst du mich, nie streichelst du mich. Das verstehst du jetzt noch nicht, Kind, ich tue es nicht, damit nicht die anderen Leute sagen: Die Frau hat keinen Mann, da hält sie sich an ihren Kindern schadlos. Das Kind verstand es nicht. Dem Kind fiel vor lauter Nachdenken nicht ein zu sagen, daß ja nicht immer fremde Leute zugucken müssten, wenn es gestreichelt würde. Es gab Schläge in der Öffentlichkeit und Schläge hinter verschlossenen Türen. Wenn es keine Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit gab, warum gab es sie trotzdem nicht hinter verschlossenen Türen?

Sie starrte noch immer auf die Spiralen. Die fingen langsam an, sich zu drehen. Ein Karussell schien in Bewegung gesetzt zu werden, die Schweifzöpfe begannen zu wippen, das Schwert im Bauch tanzte mit. Die schwarzen Figuren und Kreise sausten um sie herum, wurden kleiner, immer kleiner, verengten sich zu einem einzigen kleinen schwarzen Punkt, der vor ihrem Auge tanzte. Unwillkürlich streckte sie die Hand nach dem Gitter aus, hielt sich fest, während es in ihrem Kopf zu sausen begann. Das Karussell war in ihr, das Karussell der Bilder, Worte, Bilder, Worte drehten sich in ihr. Sie umgriff das Schwert in der Spirale, öffnete die Augen. Weibliche Grotesken. Und ihrer Mutter, die nichts so sehr brauchte wie Sicherheit, an die sie glaubte, die sie herstellbar

wähnte, der sie nachlebte, ausgerechnet ihre Mutter verliert den Mann, von dem sie sich geliebt weiß, den sie in der Hand hat, die Quelle, den Hort ihrer Sicherheit. Sie verliert ihn im Krieg. Millionen erging es so. Zahlen sind auch keine Sicherheiten, keine festen Größen. Mit ihnen lässt sich in diesem Fall nicht rechnen. Aber meine Mutter lernt nichts, sie rechnet immer weiter, mit dem Verlässlichen, mit dem Leben, mit ihren Kindern. Auf sie vor allem will sie sich verlassen. Nachdem die älteste Tochter so früh aus dem Haus ging und diesen elf Jahre älteren Mann heiratete, verlässt sie sich auf die jüngste, letzte. Auf sie gründet sie ihre Zukunft. Das Kind soll in die Firma des Vaters eintreten, damit man die Dienstwohnung behalten kann. Das will die Tochter auf gar keinen Fall. Die Tochter möchte gern das Abitur machen, sie möchte gerne Literatur studieren, Sprachen, unbedingt. Literatur? Na ja, da kannst du Lehrerin werden. Wir werden uns eine große Wohnung nehmen, dann kannst du deinem Beruf nachgehen, und ich kann für dich sorgen, dir die Last des Alltags abnehmen. Die Tochter lächelt, das ist noch so weit weg. Dazwischen liegt das Studium, darauf lebt sie hin, dafür lebt sie. In der Stadt, in der sie aufgewachsen ist, gibt es damals noch keine Universität. Sie zieht also aus von zu Hause, langsam, in Etappen. Jedes Wochenende fährt sie nach Hause, das ist so selbstverständlich, daß sie das nie in Frage stellt. Die Mutter liebt sie, das weiß sie; die Mutter braucht sie, das weiß sie noch besser. Die Liebe der Mutter heißt überhaupt: Ich brauche dich, weil ich kein anderes Leben habe, nie ein anderes Leben hatte. Ist meine Frau nicht fabelhaft, nie ging sie abends aus, nie beschäftigte sie sich mit etwas anderem als den Kindern. Sie war Witwe, das war ihr Schicksal. Sie war Mutter, das war ihr Beruf. Ein Beruf ohne Rentnerdasein, ein Beruf wahrhaft auf Lebenszeit. Sie wechselte die Universität, etwas weiter weg von zu Hause, aber die Wochenenden gehörten der Mutter, die daraus ein Fest machte. Und dann ging sie mit dem Verlobten an die Universität, die fast eine Tagesreise weg war. Sie heiratete. Begann es da? Fing es so an? Da erst wand sich das mütterliche Schwert aus dem Bauch, da erst spürte sie den mütterlichen Anspruch, verteidigt mit Feuer und Schwert. Wie war sie in diese Kirche gekommen? Warum musste sie vor diesen Gittern stehen? Diese neue Stadt, ist sie die Erfahrung neuer alter Gitter, des eingegitterten Denkens und Fühlens? Diese Kirche, ein Erinnerungsgefängnis? Sie war doch schon in so vielen Kirchen gewesen, vom Vatikan bis Västerås - hatte sie nie hingesehen? Waren sie ihr nur entgangen, die weiblichen Grotesken aller schmiedeeiserner Gitter, oder gab es die nur hier? Ihre ersten engeren Bekanntschaften in der neuen Stadt. Déjà vu. Nichts Neues mehr unter der Sonne. Prediger. Siehe, ich

mache alles neu. Mache mich neu. Lass diese Bilder sich in mir verwandeln. Stecke dein Schwert in die Scheide. Das Unbekannte ist das Bekannte. Ich will nicht mehr immer auf dieses Bekannte treffen. Vergessen. Verdrängen. Warum ist das keine Lösung. Lebe bequem. Schöner wohnen. Lifestyle. Sail away. Aber da ist das Schwert. Alles Leiden, alle Gedanken, nie zu Ende gedacht, immer im Kreis gedacht, übergedacht, sie haben sich materialisiert in dem Schwert des auf dem Schwanz hüpfenden Kängurus. Kein Gesicht, aber eine Fratze, Knollennase oder Hörn. Das gehört keiner Person. Das sind die materialisierten Ängste, die Schwert gewordenen Gedanken, die Schwert gewordenen Gefühle. Diese immer schiefen barocken Gefühle. Die arme Epoche. Sie muss herhalten für all dein Unbewältigtes. Du bist fremd in dieser Stadt? Du bist am Ende und am Anfang einer eigenen Epoche? Nie warst du so zu Hause wie hier, nie so kongenial behaust, in diesem barocken Städtchen. Du Unbehauste hast deine Epoche gefunden, dein epochales Zuhause. Du bist angekommen, angekommen bei dem so kostbar Geweinten, der Perle, bei dem so menschlich Gebildeten, dem Schiefen. Schief, grotesk, barock war dein Leben bisher, und hier, in dem Unbekannten, dem Neuen findest du es, stößt darauf, wie auf Altbekanntes. Und die Erkenntnis löst einen geradezu barocken Wortschwall bei dir aus. Ach, Liebster, lasse uns eilen, wir haben Zeit. Die Zeit ist die Spirale, sie dreht und dreht sich, und wir sind eingeschmiedet in den Zyklus, drehn uns mit, drehn uns mit. Und der Anfang ist das Ende. Und das Ende ist der Anfang. Nie habe ich mich wirklich gewehrt. Ich habe geweint, wo ich mich von dir an dich geschmiedet fühlte, an der eisernen Nabelschnur für immer. Als ich längst verheiratet war, hast du mir heimlich meine Kleider länger gemacht, weil dir die Mini-Mode nicht gefiel. Du hast, nur zu Besuch bei uns, die Möbel umgestellt und die Gegenstände. Es war dein Haushalt, denn ich war ja dein Kind. Du verstandest nicht, was mich daran so aufregte; daß ich mich als eigene Person ausgelöscht, nicht respektiert, nicht einmal wahrgenommen fühlte. Es war doch dein Recht als Mutter. Als Mutter hattest du jedes Recht. Und du warst ja allein. Du hattest so ein schweres Leben, den Mann so früh verloren. Und wie schwer war es, zwei Kinder allein aufzuziehen. Und nun wenden sich diese Kinder ab. Oh nein, abgewendet habe ich mich nie. Ich liebte und litt. Ich wollte nur ein eigenes Leben, als eigene Person ein eigenes Leben. Einmal anerkannt werden, einmal in Ruhe gelassen werden, ohne Daueranspruch und das Gefühl, nie zu genügen; ohne das Sperrfeuer von banal-alltäglicher Kritik, an der Frisur, an der Figur, an der Kleidung, an der Lebens-

führung. Einen so schweren Beruf, und dann mit Kind, das hat es ja früher nicht gegeben. Und noch nach fünfundzwanzig Jahren, obwohl du alt geworden bist und müde, lässt du nicht los. Nie hast du wirklich losgelassen. Die Gardinengeschichte. Ich hatte sie fast vergessen. Du hütetest das Haus, während wir Ferien machten. Als wir zurückkamen, hattest du meine Lieblingsgardinen entfernt und neue aufgehängt. Nie hast du meinen Protest verstanden. Er war dir nur ein weiterer Beweis für den Undank der Kinder. Grotteske, das kommt von "grotta", dem italienischen Wort für Höhle. Höhle, ach, altes, längst so durchsichtig-fadenscheinig gewordenes Symbol, Symbolmaterial, Symbolarsenal. Höhle, du altvertrautes Jungesches Archetyp, sei mir begrüßt. Daß aus dir, dem Grotten-Höhlen-Mutterschoß das ewige Schwert erwächst, ja, das ist das wahrhaft Grotteske am Grottesken. Unser fünfundzwanzigster Hochzeitstag, der standesamtliche, fällt in diesen fremden Sommer. Es wird keine Familienfeier geben. Aber unsere Tochter, Sara, wird hier sein. Es ist schon geschehen. Es ist alles schon geschehen. Belüge dich nicht mit dem Futur. Natürlich hat deine Mutter nicht daran gedacht, jedenfalls hat sie nicht gratuliert. Sie hat diesen Hochzeitstag auch nie anerkannt. Für sie zählt nur der kirchliche: Diese Hochzeit wurde nach Weihnachten gefeiert. Nicht, daß meine Mutter mir je zum Hochzeitstag gratulierte. Zum standesamtlichen nicht, da war sie auch nicht dabei. Das ist schon ein ausreichender Grund, diesen Tag zu ignorieren, und wenn wir ihn tausendmal gerade dann feiern. Wenn sie gratuliert, dann nach Weihnachten, zum kirchlichen Hochzeitstag. Was ist daran kränkend. Daß sie mir immer ihren Willen überstülpt, ihre Meinung zum Gesetz erhebt; bestimmt, was für mich zu gelten hat. Kränken will sie nicht, aber sie kann nun mal nicht tun oder billigen, was ihr widerstrebt. Meine Macht über dich ist mein Schwert Daß ich deine Mutter bin, ist meine Macht. Ich habe so viel falsch gemacht, aber vielleicht nur, weil ich dich zu sehr geliebt habe. Man kann nicht zu sehr lieben, Mutter. Nur falsch und immer zu wenig. Du hast auch dich geliebt und deine Macht über mich. Und alles wiederholt sich, dreht sich im Kreis. Nein, in der Spirale. Denn steht mir nicht dasselbe Schwert aus der weiblichen Höhle? Die ewige Schmiede, der Uterus. Die groteske Version der Macht. Die unangefochtene Domäne weiblicher Macht. Ich sehe mich, wie ich an ausgerechnet diesem Hochzeitstag meine Tochter in die Knie zwingen. Zieh dir, wenn wir ins Restaurant gehen, bitte diese zerrissenen Sachen aus. Tu es uns zuliebe, einmal. Sie tut es nicht. Und schon im Auto, auf dem Weg zum Restaurant, beginnt der Kampf. Das Hörn schwillt mir, der groteske Haarschopf, das Schwert stellt sich auf. Wir fahren zurück. So will ich die Familienfeier nicht, nicht mit einer Tochter in dem

Aufzug. Zu Hause sitzen sie in ihren Sesseln, jeder starrt vor sich hin. Sara schließt hinter sich ihre Zimmertür. Und schließlich, nach einer Ewigkeit, hält sie, die Mutter, es nicht mehr aus. Sie wird zu der Tochter gehen, sie um Verzeihung bitten, sie werden in Restaurant fahren in ihren Gammelklamotten, sie wird nicht auf dem Umziehen bestehen. Vorsichtig klopft sie an die Zimmertür. Drinnen ersticktes Weinen, kein Protest, als sie hereinkommt. Sara sitzt auf ihrem Bett. Sie hat ihren schmalen schwarzen Rock an, die weiße Bluse mit dem Spitzenkragen, die langen Haare fallen über die Schulter. So fuhr sie zu Konzerten des Symphonie-orchesters, in dem sie als Schülerin Geigerin war. In ihren Ohren schwillt es, Bach, Partita E-Dur, Winiawski, Polonaise, das Wundertöchterchen, wie schön sie ist, so zart, so begabt. Sie schließt die Augen. Sie möchte dieses Schwert einmal gegen sich selber stoßen, aber sie hat es schon getan. Unsere Siege sind unsere Schmach. Unsere Siege bringen uns um, unsere Triumphe sind unser Tod. Ich habe mir meinen Gott gemacht aus meinen sieben Teufeln. Und er ist der Gott der Macht. Und er erzeugt die Ohnmacht, die ewige Ohnmacht der Macht. Niederknien möchte ich vor dir, meine Ohnmacht preisgeben, mich an das Kreuz der Schmach schlagen lassen vor dir. Du, meine Tochter, willst mein Opfer nicht, nicht mein Zukreuzekriechen. Ich habe gesiegt. Mit Feuer und Schwert. Was finden wir so spektakulär am Mord. Bevor einer tötet, hat er hundertmal getötet in Worten und Gedanken und ist hundertmal getötet worden. Wo fängt es an. Fing es so an? Das Banale ist das Banale ist das Banale ist das. Das Groteske ist das Groteske ist das Groteske. Sie fror. Der Sommer war ihr verlorengegangen, das Gitter war ein kleiner schwarzer Punkt im arktischen Eis. Sie drehte sich um, weil sie spürte, daß jemand dicht hinter ihr stand. Ihr Mann lächelte sie an. Das Lächeln war wie eine Erscheinung, wie ein ferner Stern. "Du bist ja völlig versunken in die Betrachtung der Gitter. Deine Zeit ist um, und ich wollte dich abholen." Er schien die Gitter aber nicht wirklich wahrzunehmen, betrachtete sie nicht näher. Es war ihr recht. Sie warteten, bis die wenigen Besucher die Kirche verlassen hatten. In der Seitenkappelle trug sie eine Zahl in das "Aufsichtsbüchlein". Sie unterzeichnete mit ihrem Namen, schloss die Kirche ab. Draußen war es immer noch sehr warm, und sie empfand die Wärme als wohltuend. Die Straßen waren voller Menschen, ihr war, als fädele sie sich ein in eine Menschen Schlange, und sogleich wurde sie Teil des Schlangenkörpers und fühlte sich leicht und aufgehoben. Alles Barock-Schief-Groteske schien von ihr abzufallen. Gemeinsam betraten sie den Laden, man nahm den Schlüssel entgegen. Sie fuhren "nach Hause".

Interludium 1

In der Mittagshitze des nächsten Tages saß sie im Garten. Es war keine idyllische Ruhe. Das Haus lag an der Durchfahrtstraße, sie war nicht übermäßig stark, aber gleichmäßig befahren. Das Kopfsteinpflaster, das der Straße etwas von nostalgischem Flair verschaffen sollte, was aber zum Charakter der Straße nicht passte, weil sie am Rande der Stadt spät und von modernen Häusern gesäumt angelegt war, verstärkte das Fahrgeräusch erheblich. Jetzt im Sommer fuhren die meisten Leute mit geöffneten Fenstern, und besonders, wenn sie an der nahegelegenen Ampel zu halten gezwungen waren, drangen die Takte, die meistens von Beatrhythmen unterlegt waren, laut herüber. Sie, die immer extrem empfindlich gegen Lärm aller Art gewesen war, weil ihre Lese- und Korrekturarbeit äußerste Konzentration von ihr gefordert hatte, saß geduldig, versuchte sich in das Motorengeräusch hineinzuhören, ließ sich von der Musik aus den Autoradios aufschrecken und wartete in der leeren Hitze auf Pan, den Bocksbeinigen, das alte Schreckensbild, die abgelebte, neugelebte Metapher. Mit seiner Syrinx würde er den Lärm der Motoren vielleicht zum Verstummen bringen und ihr endlich die andere Hälfte seines Gesichtes zeigen; denn nur eine Seite war ja tierisch, die andere göttlich, und vielleicht war es ja gerade die göttliche Seite, die den panischen Schrecken auslöste. Aber vielleicht auch war er längst da, umgab sie längst, und der Schrecken, den er verbreitete, war die Leere, der leere Raum, in dem sie schwebte. Da war er wieder, der schwarze Punkt, die Schliere im Auge. Sie schrumpfte wieder zu diesem Punkt, und in der Mittagswärme, die dumpf und schwer war, tanzte sie schwerelos und doch nicht leicht. Keine Nymphe für Pan. Sie erschrak plötzlich darüber, wie still für sie die Alltagsgeräusche waren. Die Stille füllte die Leere. Der tanzende Punkt war das Kind aus dieser Vereinigung. Sie musste wegkommen aus dieser dünnen Luft der Unwirklichkeit, die viele Namen hatte. Mit einer Art von Anstrengung öffnete sie das vor ihr liegende Buch. Ihr war nie viel anderes eingefallen als zu lesen. Das Buch war ihr Kloster, sie die ewig auf dem Prüfstand stehende Novizin. Ihre Weltflucht, ihre Ordnung, ihre Weltsucht, ihr Pan, ihre Panik. Als sie ihre

Beurlaubung eingereicht hatte, um den Umzug in diese Stadt vorzubereiten, hatte sie sich gesagt, daß dieser vorläufige oder endgültige Abschied vom Beruf einem Entkommen gleichkomme: Through the skin of our teeth, a narrow escape. Aber sie wusste, aus dem escape begann Eskapismus zu werden, ihre Flucht in den Turm. Ach, nicht aus Elfenbein. Am Ende ihrer vielen Dienstjahre war sie ausgebrannt gewesen. Das war jetzt als populär-psychologisches Phänomen in aller Munde und in die Ratgeber-Literatur der Zeit eingegangen: das Burn-out Syndrom, in schicker angelsächsisch-griechischer Mischung. Sie brauchte solche Ratgeber nicht mehr, hätte sie nie gebraucht. Ihr Berufsleben war nie ein Existenzkampf gewesen, aber immer ein Kampf um ihre eigene, ihre innerste Existenz. Das hatte es so intensiv, das hatte es so schwer sein lassen. Diese Ratgeber hätten da nichts ausgerichtet, mit ein paar praktischen Tipps war ihr nicht zu helfen gewesen. Ihr war überhaupt nie zu helfen gewesen. Ihr war ja wohl auch jetzt nicht zu helfen, sonst hätte sie sich ja so langsam wie jener berühmte Vogel aus ihrer Burn-out-Asche erheben können. Flügel hätten ihr erst wachsen müssen. Der Mensch ist kein Vogel. Es war eine Zwangspause, die sie sich zum Geschenk ummünzen wollte. Dafür gab es auch viele Formeln: zu sich kommen, das ganz andere tun, endlich das tun, was man immer schon tun wollte. Das Luxusleben als Danaergeschenk. Aber die neue Stadt war für sie menschenleer. Durch das Haus klangen keine Geigentöne mehr, Bach, Partita, E-Dur, oder Winiawski. Die stille Tochter, die musische, das Wesen mit der Aura von Harmonie, ein unverdientes Geschenk, war so weit weg. Ganz unerwartet hatte sie sich für ein Studium der Medizin entschieden, gegen die Musik. Gegen die Musik als Studium. Und vom Klavier tönte nicht mehr Schumanns "Aufschwung". Dabei hatte sie sich doch aufschwingen wollen, die neuen Möglichkeiten ihres Lebens zu nutzen. Aber sie war wie gelähmt, nicht "wie" gelähmt, eine tiefe Lähmung hatte sie befallen, der Mittagsschrecken, die Panskrankheit. Nichts von dem, was sie hätte tun können, versuchte sie auch nur zu tun. In ihrem Arbeitszimmer stapelten sich die Schnellhefter von einem Jahrzehnt: Kursentwürfe, Unterrichtsvorbereitungen, Kopien, Exzerpte, wertloses Zeug. Warum meinte sie, da noch etwas ordnen zu sollen. Warum nahm sie nicht den ganzen Paken und brachte ihn zum Altpapiercontainer, sie hätte viele kleine Spaziergänge daraus machen können - das wäre vielleicht etwas Sinnvolles gewesen. Wenn es das gab, den Sinn. Ein Denkmodell für Kinder? Oder Theologen? Sie war weder das eine noch das andere. Nur zufällig war ihr eine Loseblattsammlung in die Hand gefallen beim Einräumen der Schreibtischschublade. Ihre Kinderhandschrift. Pfand und Pflanze. Gedichte von. Ihr

Mädchenname. Wie alt mochte sie gewesen sein? Doch schon sechzehn, siebzehn.
Ein Gedicht mit dem Titel:

Pan - eine Reminiszenz

Müdigkeit schwarze Höhle im Licht
der Sonne.
Schwere im Punkt des goldenen Schnitts.
Am Morgen Leere.
Am Mittag Stille:
Pan, du Alter, kämst du jetzt, kein
Schrecken machte sich breit.
Schlaf, der nicht neu erstehen läßt
den neuen Tag - und keine Stimme
dringt durch das, was dich umgibt,
und doch kein Schutz. Denn fau-
lend schon von innen
frißt dich
Müdigkeit

Sieh an, Pan war damals schon interessant gewesen. Aber wieso Reminiszenz?
Schon damals Leere und Stillstand oder eher das Kokettieren mit diesen Schreck-
gespenstern? Aber wieso? Es war wohl eher so, daß der augenblickliche Zustand sie
zurückwarf in die Phase der Pubertät. Daß ihr nach ihren Pansgedanken das Pansge-
dicht eingefallen war, erschreckte sie. Oder vielmehr erschreckte sie der umgekehrte
Vorgang, daß sie nach Wiederentdecken des Pansgedichtes jetzt solche Gedanken
befallen konnten. Es war wie ein Befall mit pubeszenten Hautunreinheiten. Das Mora-
torium war zur Latenzzeit geworden. Moratorium. Morituri. Moribundus. Sie zog einen
kleinen Band mit Aufsätzen zur Literatur von Walser zu sich heran. Im Aufsatz, der

sich der Frage widmet "Wie und wovon handelt Literatur?" las sie: "Es gibt diesen Autor, der nur noch der Grammatik oder nur noch sich selbst begegnet, am deutlichsten als Positivismus-Fan oder als verzückten Belletristen." Was mochte Walser darunter verstehen? Was für eine merkwürdige Klassifizierung. Sie blinzelte in die Sonne. Ihre einzige Sonnenbrille befand sich wieder einmal im Handschuhfach des Autos, das sich natürlich nicht in der Garage befand. Wenn sie bloß so etwas sein könnte wie ein verzückter Belletrist. Sie hatte eher das Gefühl, als entglitten ihr auch die Bücher, die belletristischen, die philosophischen, die literaturkritischen. Wenn sich der Vorhang doch wieder öffnen könnte für das einzige Reich, das einzige Königreich, das kleine Stückchen terra incognita, die Insel Atlantis, das einzige Land Utopia, das einzige Paradies. Aber auch hier war das Paradies schwer geworden. Sie versuchte wieder in den Text zu kommen. Natürlich: Walser meinte es ganz anders. Wie hatte sie nur so blind sein können. Sie las: "Als verzückter Belletrist wendet er sich selber an. Er lässt seine Sensibilität auf einen beliebigen Wirklichkeitsausschnitt reagieren, und führt vor, was sie dabei, bzw. was er alles in dieser Wirklichkeit entdeckt." Sie las, mit einem Mal gefesselt, wie Walser den Formalisten definierte und wie den Realisten, und sie fragte sich, bei wem denn wohl am ehesten der Zauber wirken würde. Aber Literatur sollte ja kein Utopia bauen, beileibe nicht. Für Literatur konnte wohl nie ganz gelten, was sie in dem Vers ausgedrückt fand: Was aber schön ist, selig ruht es in ihm selbst. Das konnte man bestenfalls von Lampen sagen, von schönen Dingen, vom Kunstobjekt. Obwohl ja auch die Mörikesche Lampe im strengen Sinne ein Gebrauchsgegenstand war und noch nicht einmal die postmoderne Design-Etikettierung für sich in Anspruch nehmen konnte, ein Nutzobjekt, kein Kunstobjekt. Und die Theorie der Ästhetisierung von Lebenswelten kannte man damals auch noch nicht. Sie musste nun doch grinsen, daß sie in ihren panischen Gedanken Mörike zum Vorreiter der Postmoderne machte. Aber vermutlich hatte sie nur den Text nicht mehr genau genug im Gedächtnis. Sie fand, daß es trotzdem ein schönes Gedankenspiel war und entschied, daß sie nicht unbedingt die Literatur eines "verzückten Belletristen" verwerfen würde. Eher schon konnte sie sich vorstellen, daß ein Formalist, ein bloß in die Struktur verliebter Leerläufer, sie langweilen würde. Was war denn überhaupt von diesen Klassifizierungen zu halten. Sie fühlte, daß sie plötzlich zu müde war, nun diesem Gedanken weiter nachzugehen. Wie in ihrer ungewohnten Untätigkeit die Erinnerungen mit ihr umsprangen, so sprang sie plötzlich mit allem Gelesenen um, willkürlich und zugleich lustlos. Alles Angelesen- Angedaute drängte heraus wie die verdrängten Erinnerungen. Und sie zwängte Neues

hinein in das Kopfloch, um es zuzuschütten. Auffüll-Arbeit. Damit keine Grube entsteht. Damit man nicht hineinfällt, in eine Grube. Wer sich selbst eine Grube gräbt.

Während sie aufstand, um den Bücherstapel zusammen zu schichten und ins Haus zu gehen, klappte eine Anthologie mit Texten der Gnosis, die bei den Büchern lag, durch eine ungeschickte Handbewegung auf, und sie las: "Simon Petrus sagte zu ihnen: Mariham soll aus unserer Mitte fortgehen, denn die Frauen sind des Lebens nicht würdig. Jesus sagte: Seht, ich werde sie ziehen, um sie männlich zu machen, damit auch sie ein lebendiger Geist wird, vergleichbar mit euch Männern. Denn jede Frau, die sich männlich macht, wird in das Himmelreich gelangen." Sie blätterte zurück, weil sie wissen wollte, woraus diese zufällig gelesenen Worte stammten. Sie waren aus dem "Koptischen Thomasevangelium". Sie wusste, daß dieses Evangelium zu den neutestamentlichen Apokryphen gehörte, sie meinte sich auch zu erinnern, daß man diesen Text erst um die Mitte dieses Jahrhunderts wieder entdeckt, gefunden hatte. Sie wollte sich diese Frage nicht fragen, die jetzt so nahe lag: Hatte Jesus das gesagt? Wer konnte noch wissen, was Jesus gesagt hatte? Sie sah plötzlich wieder das Gitter vor sich, die herrliche schmiedeeiserne Arbeit in der Kirche. Vor ihren Augen begannen sich die schwarzen Spiralen zu drehen, zusammen mit den auf sie geschmiedeten weiblichen Figuren. In ihrem Kopf wurden sie immer schneller herumgedreht, die Spiralen wurden zum mächtigen Rad, auf das die Figuren gespannt waren, gerädert, gevierteilt. Die Frau muss vernichtet werden, das weibliche Grotteske gehört gerädert, die Frau kommt unter die Räder. Damit wir ein Wesen werden. Unsicher balancierte sie den Bücherstapel ins Haus. Ihr Blick streifte die Margeriten, die, noch nicht erblüht, schon anfangen in der Sommerhitze zu welken.

4. Das Einhorn im Schoß



Der Sommer blieb heiß, und in der anhaltenden Hitze glaubte sie ihr Dasein in der neuen Stadt immer unwirklicher zu erleben. Am Morgen sah sie die buntgekleideten, mit modischen Ranzen versorgten Kinder an ihrem Haus vorbeigehen. Am Ende der Straße befand sich eine Grundschule, und die kleinen Gruppen bildeten lustige Tupfer in einem Bild, das vor ihren Augen wie ein impressionistisches Gemälde wirkte, das man zu nah vor ihr aufgehängt hatte. Alles verschwamm, löste sich in Partikel auf, ergab keinen Gesamteindruck. Sie versuchte sich in das Bild hineinzudenken. Sie hält ihre Tochter an der Hand, die ein buntes T-Shirt zu einem bunten Rock trägt. In der anderen Hand hält sie die Geige. Das Haus der Geigenlehrerin liegt an einer alten, vornehmen Straße, die Häuser sind etwas heruntergekommene ehemalige Stadtvillen wohlhabender Bürger; sie liegen in riesigen Gärten, die sich bis zum Fluss hin erstrecken. Während sie auf die Tochter wartet, geht sie in dem Garten spazieren oder setzt sich an eine der verwitterten Sitzgruppen und liest. Der Garten ist verwildert; je weiter

man sich vom Haus wegbewegt, desto schwächer werden die dünnen Töne der musizierenden Kinder. Das Haus teilen sich zwei Musiklehrerinnen. Es ist riesig. Im Keller übt eine kleine Orchestergruppe. Das Leben ist voller Töne. Sie hat ihr Schulbuch mitgenommen, damit sie die Wartezeit auch für ein bisschen Vorbereitung nutzen kann. Aber in diesem Garten fällt ihr diese Disziplin schwer. Sie möchte lieber abschalten, sich vom anstrengenden Schulvormittag erholen. Sie hätte lieber Briefpapier mitnehmen sollen, der Brief ihrer Freundin ist immer noch nicht beantwortet. Im Herbst saß sie einmal, auf die kleine Tochter wartend, die den komplizierten Weg mit dem Bus noch nicht allein bewältigen konnte, an einem der Gartentische, auf den jemand Fallobst gelegt hatte. Stilleben. Es war ein schönes Bild, das sie mühelos abrufen konnte, als sei es erst gestern von ihren Augen fotografiert und in ihrem Geist entwickelt worden. Warum war dieses Bild haften geblieben? Sie wusste es nicht. Vor ihrem inneren Auge löste sich das Bild auf, es war, als rollten die beschädigten Früchte vom Tisch, in das hohe, schon etwas welke Gras. Die Partikel stoben auseinander. Es hatte auch damals keinen selbstverständlichen Lebenszusammenhang gegeben. Würde sie ein Gedicht aus dieser Zeit finden, aber damals schrieb sie schon keine Gedichte mehr, wäre sie vielleicht erstaunt über die Parallelität mancher Empfindungen. Sie könnte jetzt ein Gedicht schreiben, wenn sie Gedichte schreiben könnte: Der Garten - eine Reminiszenz. Es hatte vielleicht keinen Lebenszusammenhang gegeben, aber einen Lebensrahmen, der sie zusammenhielt, in dem sie sich bewegte, der dem Leben die Konturen gab, über dessen Rand die Fragen und Zweifel nicht hinausdrangen wie der schwarze Punkt in ihrem Auge über den Brillenrand. Sie war oft überlastet gewesen, oft müde. Der Beruf hatte sie ganz ausgefüllt, dabei war doch das Kind, Sara, das eigentliche Leben. Der lockere Zug der Kinder vor ihrem Haus hatte aufgehört. Die Bürgersteige gehörten wieder einzelnen Passanten. Aber auch sie hatten etwas so hitzeflirrendes Lebendiges. Dieser Sommer eignete sich nicht zum Aus-der-Welt-Fallen. Er eignete sich nicht für Betrachtungen. Nur vor ihrem vagen leeren Blick löste sich die Hitzedichte auf. Zum Schauen geboren. Aber doch nicht nur zum Zuschauen. Schauen, lauschen. Altes, versunkenes, romantisches Vokabular. Botschaften an die Sinne. Ihre Sinne waren tot. Sie träumte auch von keiner Botschaft mehr. Sie erledigte die Arbeit in einem fremden Haus. Die ungewohnten Zimmer blieben ungewohnt. Obgleich die Möbel vertraut und alt waren, wirkten sie in der durch die unterschiedlichen Raumgrößen notwendig gewordenen Umstellung und Neuzusammenstellung fremd, als gehörten sie nicht mehr zu ihr. Sie fand auch nichts wieder, denn auch den Inhalt

der Schränke und Schubladen hatte sie anders geordnet. Immer wieder ertappte sie sich dabei, daß sie Dinge an ihren vertrauten Plätzen suchte. Es gab keine vertrauten Plätze mehr, und als rächten sich die Dinge dafür, aus ihrer Ordnung geworfen zu sein, nahmen sie eine merkwürdige Fremdheit an. Sie hatte immer schon, weil sie nervös und hektisch war, oft Dinge fallengelassen; aber nun, da sie keinen Grund mehr zu Nervosität und schon gar keinen zu Hektik hatte, entglitten die Gegenstände beinahe häufiger als sonst ihren Händen. Das Sitzen im Garten um die Mittagszeit gab sie auf. Die Hitze machte sie benommen, sie tat ihr nicht gut. Sie hatte Hitze nie vertragen können. Manchmal erledigte sie ein paar Einkäufe. Schrieb Briefe. Manchmal wollte sie an das beginnende Volkshochschulsemester, in dem sie möglicherweise einen Kursus geben könnte, denken wie an eine neue Zeit, ja ein neues Zeitalter, bis sie merkte, wie lächerlich sie war. Die flüchtige Bekannte in der neuen Stadt, die ihr die Idee des Literaturkurses eingepflanzt hatte, rief an und machte sie auf eine neue Initiative in Sachen Literatur aufmerksam, für die man sie gewinnen wollte. Die neue Gleichstellungsbeauftragte der Stadt plante für den Herbst eine sogenannte Frauen- Informations-Börse rund um das Rathaus. Alle Frauengruppen und Frauenorganisationen sollten ihre Arbeit an Informationsständen vorstellen; es sollten endlich einmal alle Organisationen erfasst, ein Verbundnetz gegenseitiger Informationen erstellt werden, damit die Arbeit dieser Frauen bekannter würde. Da sich in der unmittelbaren Nähe des Rathauses auch ein geräumiges Café befand, wollte man den Besitzer dafür gewinnen, einen Raum für ein Literatur Café zur Verfügung zu stellen. Sie hatte nun die Aufgabe, sich für dieses Literatur Café, in dem die Frauen sich stärken, erholen, treffen konnten, einen Rahmen auszudenken, in dem Literatur präsentiert werden konnte. An Autorenlesungen war nicht eigentlich gedacht, weil die Stadt dafür keine Mittel zur Verfügung stellen würde oder allenfalls in sehr kleinem Rahmen. Ein lokaler Autor vielleicht. Sie wollte für dieses Projekt Ideen entwickeln; sie musste einen Zeitplan erstellen, sozusagen einen Stundenplan, möglichst Verschiedenes sollte auf der literarischen Speisekarte stehen, damit die Frauen, oder welche potentiellen Gäste auch immer, Appetit bekämen. Könnte man eine Lyrikstunde wagen? Wer würde, wenn rundherum so viel zu sehen und zu erfahren war, sich ins Café setzen und sich Gedichte anhören? Und sollte sie auch anbieten, über diese Gedichte zu sprechen? Konnte man Leute zu andächtigem Lauschen bringen? Wieso "andächtig"? In welchem Zeitalter lebte sie bloß? In welchem Gedanken-Begriffe-Planquadrat? Und über-

haupt, welche Gedichte würden sich dazu eignen? Und natürlich konnte sich das literarische Angebot bei so viel sachlicher Vielfalt insgesamt nicht nur auf Lyrik beschränken. Sie wollte über dieses Projekt nachdenken, es nicht von vornherein als aussichtslos abstempeln. Sie sollte alles ganz allein organisieren; man wusste niemanden, der dafür noch Interesse gehabt hätte. Vielleicht sollte sie heute ein paar Bände Lyrikanthologien mit in die Kirche nehmen und schon einmal anfangen, ernsthaft an die Sache heranzugehen, obwohl natürlich noch Zeit war. Nie hatte sie für alles so viel Zeit gehabt. Diesen Gedanken hatte sie in letzter Zeit sehr oft. Sie erinnerte sich an ein Celan-Gedicht: „Steinhaube Zeit“ begann es. Ja, so empfand sie es. So schwer lastete die Zeit auf ihr. Leere Zeit. Keine erfüllte Zeit. Leere, schwere Zeit. Leer, aber nicht leicht. Nicht selbstverständlich mehr gelebte Zeit. Steinhaube Zeit. Zeit - es hätte ein neues Zauberwort werden können, aber sie schien es nicht begreifen zu können. Die Zeit, was immer das war, zerrann ihr, nicht in dem Sinne, daß sie verging, sondern dadurch, daß sie stillstand. Und in dem Stillstand ereigneten sich die Dinge nur in ihrem Kopf. Dort aber herrschte das Alleszugleich. Dort gab es ständig die überlagerten Bilder, die mehrfach abgeknipsten Filme. Als gäbe es nur diesen einen Film in ihrem Kopf, und der ließ sich nicht wechseln. Wie immer, wenn sie in dieser Hitze das Haus verließ, ließ sie die Rollläden ein Stück herunter. Das Haus blieb, in ein Halbdunkel gebracht, hinter ihr zurück. Sie freute sich fast ein wenig auf die Kühle der Kirche. Auch diesmal hatte sie genug Zeit, um vorher noch ein bisschen zu schlendern. Schlendern? Nein, sie würde nicht schlendern. Sie merkte, daß die vielen Wörter in ihrer verbrauchten Arglosigkeit nicht mehr zu ihr passten. Als sie die gerade Straße so weit gegangen war, daß der Kirchturm zum Uhrzeiger geworden war, bedachte sie zögernd, die Uhr zurückzudrehen und sich nach links zu wenden. In diese Gegend der inneren Stadt war sie noch nicht gekommen; aber es gab dort Straßen mit seltsamen Namen. Die Bungenstraße, die sie auf dem Stadtplan entdeckt hatte, leitete ihren Namen aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit ab. Bungen hießen die Trommeln, die geschlagen wurden, wenn die Pestumzüge vom Aussätzigen-Spital in die Stadt stattfanden. Diese Straße führte zum Hafen, an dessen Ende ein großes Lagerhaus stand, das die Schweden im Dreißigjährigen Krieg während einer langen Belagerungszeit als Vorratsspeicher genutzt hatten. Sie warf noch einen Blick auf den behäbigen Kirchturm und bog dann gegen den Uhrzeigersinn nach links ab. Schon bei der zweiten Querstraße nach rechts tauchte das Straßenschild auf, das sie suchte. Eine enge, sehr

mittelalterlich wirkende Gasse zog sich leicht gekrümmt und etwas ansteigend dahin. Die Häuserfassaden waren keineswegs mittelalterlich.

Sie stammten überwiegend aus dem siebzehnten Jahrhundert, einige wenige ältere aus der Renaissance. Es gab auch jüngere Häuser dazwischen, im neunzehnten Jahrhundert erneuerte Fassaden. Aber sie fühlte sich wieder wie neulich beim Durchschreiten des Torbogens und wie in der Kirche selbst, im schiefen Jahrhundert der schiefen Perle. Sie dachte an die Pestumzüge. Es war nicht so, als falle sie in das Jahrhundert zurück. Dazu fehlte ihr der lebendige Bezug. Sie konnte sich nichts über Gerüche vergegenwärtigen. Auch das helle Mittagslicht stand einer solchen Vergegenwärtigung eher im Wege. Sie stellte sich, wie vermutlich die meisten Menschen, dieses Zeitalter immer in ein leichtes Dunkel getaucht vor. Das musste an diesen Formeln liegen, mit denen man Geschichte einprägsamer zu machen versuchte: das dunkle Mittelalter, zum Beispiel. Es war absurd, das auch auf die Tageszeiten zu übertragen, aber das war es, was sie unwillkürlich tat. Und das Barock schien ihr mit einem Mal nicht weniger finster. Wieso wurden solche Pestumzüge veranstaltet? Wo hatte das Aussätzigen-Spital wohl gelegen, daß man immer durch diese Straße zog? Und wieso schlug man die Trommeln dabei? Wollte man die Bürger warnen, das Haus möglichst nicht zu verlassen, damit sie mit den Kranken nicht in Berührung kamen und so der Ansteckung entgingen? Oder wollte man sie gerade ermuntern, einem schaurigen Schauspiel zuzusehen, das man ihnen vor der Haustür aufführte? Das theaterbesessene Zeitalter ließ vielleicht auch solch ein Schauspiel nicht aus. Wie viel gelesen, und wie wenig sie wusste. Nichts. Sie blickte an den Fassaden hoch. Kein Kopf war da sichtbar. Es gingen auch keine Menschen auf der Straße. Autos standen am Straßenrand und ließen die schmale Straße noch enger wirken. Ihre mangelnde Kenntnis der Historie machte sie in ihren eigenen Augen eher lächerlich. Vermutlich hatte hier nie ein Pestumzug stattgefunden. Jedenfalls waren hier sicher keine Pestkranken entlangmarschiert, eine Todesprozession, die sich ihre eigenen Totentrommeln schlug. Und doch hörte sie die dumpfen Trommeln durch die Mittagshitze schlagen, sah Kranke und Verstümmelte, Bandagierte und ausgemergelte Leiber an Krücken, der Zug formierte sich immer enger um sie, die einzig Unversehrte. Aber sie wusste auch: Es waren nicht die Pestumzüge, nicht die Bilder aus dem Dreißigjährigen Krieg. Oder wenn sie es waren, dann mischten sie sich mit den Bildern aus den Nachrichten des Fernsehens von Flüchtenden und Verstümmelten im Irak, in Jugoslawien, in Afrika. Wieder schien ihr das Barockzeitalter so gegenwärtig, das so fremde, entrückte, von

dem sie so erschreckend wenig wusste - hier war es "aufbewahrt für alle Zeit". Hier war sie wieder einmal angekommen, ein für alle Mal angekommen, in dieser Stadt, in diesem Jahrhundert. In diesem bombastischen, melancholischen, todes- und kriegsgeschüttelten, lebenssüchtigen und frommen Jahrhundert. Aber nicht Paul Gerhardt's Sommergesang klang in ihr lebensfromm und schön, sondern Gedichtfetzen von vielen Gedichten: Uns hat der Winter geschad't überall. Was sind wir Menschen doch, ein Wohnhaus grimmer Schmerzen, ein Ball des falschen Glücks. Die altbekannten, die allerbekanntesten Zeilen nur fielen ihr ein. Am Hafen setzte sie sich auf eine Bank, schlug eine der Lyrikanthologien auf, die sie mitgenommen hatte. Sie blätterte darin herum, dann las sie:

Georg Philipp Harsdörffer

Friedenshoffnung bey Nochswebender Handlung zu Münster und

Oßnabrück

Der Kriegsmann will ein Schäfer werden

Trommeln und Pfeiffen/ Herpaucken/ Trompeten/
 Donnerkartaunen und Hagelmusqueten/
 eiserne Schlössen/ Blitz/ Kugel und Keul/ Rauben/ Mord/ Bren-
 nen/ und Jammergeheul/ Bluttriefende Degen/ dollrasende
 Waffen/ das Puffen und Paffen/ der rollenden Wägen/ entwei-
 che nun weit des güldenen Friedens behaglicher Zeit.

Das Gedicht war noch ziemlich lang, aber als hätte diese eine, diese erste Strophe einen Trost für sie bereit, stand sie auf und ging auf ihren behäbigen Kirchturm zu. Es war Zeit, den Schlüssel abzuholen.

Wie beim letzten Mal spürte sie zuerst die wohltuende Kühle. Sie sah sich um wie in einem längst vertrauten Raum, aber dann wusste sie, daß es eher einer Versicherung gleichkam: War alles noch wie beim letzten Mal? Die Innenausstattung der Kirche, die mächtigen Pfeiler der Vierung, alles schien ihr fast noch düsterer, beinahe

noch schwerer als beim ersten Mal. Und doch bewegte sie sich mit mehr Sicherheit. Sie schritt auf die Bankreihe zu, in der sie zuletzt gesessen hatte und legte ihre dicke Strickjacke und die Büchertasche ab. Zu ihrer Überraschung und Erleichterung sah sie, daß die Sommertür bereits verschlossen war. Das musste den Eindruck des Düsternen verstärkt haben. Es beraubte die Kirche einer weiteren Lichtquelle. Aber aus dem Altarraum floss ein honigwarmes Licht. Es strömte durch die gelbgrundigen, buntverzierten, schmalen Glasfenster, die oben in einem Halbbogen endeten. Wenn man der Orgel den Rücken kehrte und nur in den Altarraum blickte, verlor sich der Eindruck von Schwere oder gar Düsterteit völlig. Man war ganz eingetaucht in das warme Honiglicht. Und die weißen Altarfiguren ließen sie plötzlich an das Land, wo Milch und Honig fließt, denken. Sie war noch immer in dieser seltsam ruhigen Stimmung, in die das Harsdörffer-Gedicht sie auf so unbegreifliche Weise versetzt hatte, und diese Gestimmtheit war nicht die leere Schwere aller Tage zuvor, sondern die gelbe Honigschwere des Lichtes. Heute werde ich in der Kirchenbank einen Mittagsschlaf halten, dachte sie, es wird der Genesungsschlaf sein. Ich werde aufwachen aus Pestträumen, aus Maskenträumen, keine Figuren werden mich mehr heimsuchen, und keine Trommeln werden mir schlagen. Ich werde Besitz nehmen von dieser Stadt als einer normalen Stadt des zwanzigsten Jahrhunderts, die auf liebevolle Weise ihre Tradition pflegt, aber die Vergangenheit vergangen sein lässt. Was tust du denn anderes, als sie ein bisschen museal aufzuwärmen, spottete es in ihr. Du trägst ein paar Gedichte spazieren, und schon glaubst du dich zeitversetzt. An der Kirchentür entstand Bewegung. Ein älteres Ehepaar kam herein. Um zu ihrer Bank zu gelangen, musste sie zuerst ein Stück auf die Eintretenden zugehen. Dabei lächelte sie sie an. Mit wem sollte sie sich streiten? Heute wollte sie nicht mit Hohn und Spott begossen werden. Sie wollte diese Stimmen in sich zum Schweigen bringen. Der ältere Mann reagierte nicht auf ihr Lächeln, hatte es wohl nicht einmal bemerkt. Aber die Frau lächelte zurück, ein zartes, schönes, fast altersweises Lächeln, ganz kurz. Dann wandte sie sich ab und flüsterte ihrem Mann etwas zu. Die älteren Leute, das war ihr aufgefallen, neigten eher dazu zu flüstern als die jungen. Allmählich füllte sich die Kirche immer mehr. Aber es waren leise, unaufdringliche Geräusche, die von den Eintretenden und den im Innern der Kirche Herumgehenden verursacht wurden, und sie schienen die Müdigkeit, die sie heute beherrschte, eher zu verstärken als zu verscheuchen. In ihrer Bankreihe sitzend, kämpfte sie mit dem Schlaf. Sie nahm ein Buch und legte es geöffnet, aber

ohne hineinzusehen, auf ihren Schoß. Vielleicht war sie wirklich eine Weile eingeschlafen, nicht fest, jedenfalls war ihr, als sie die Augen wieder aufschlug, zumute, als sei eine lange Zeit vergangen, von der sie kein Bewusstsein hatte. Die Kirche war auch, bis auf eine jüngere Frau und ein Kind, die sie aber nicht hatte hereinkommen sehen, leer. Noch immer hing das Honiglicht im Altarraum, und um nicht erneut einzuschlafen, stand sie auf und stattete ihrem Gitter, dem barocken Rätsel, dem Ungetüm, einen Besuch ab, Aber es war nichts Grobes, Ungetümes, Boshaft-Undurchdringliches, das von ihm ausging. Zart und filigran und in eher sanfter Rätselhaftigkeit bildete es die durchlässige Wand zur Seitenkapelle, deren kalkweiße Wände ebenfalls einen zartgelben Überzug bekommen hatten. Selbst die Gitter waren lichtdurchsichtigen. Wie beim letzten Mal unterschied sie in der üppigen Ornamentik keine Einzelheiten, musste erst ihren Blick dazu zwingen, ein Detail herauszugreifen. Der Blick blieb beim äußersten Rechteck hängen. Es war das rechte obere Rechteck der rechten Tür. Durch das Rechteck sprang das Einhorn, diagonal hindurch, den Kopf mit dem schönen, langen, gedrehten Hörn nach vorn gebeugt, wie zum Sprung ansetzend, der Körper auslaufend in einem riesigen Rankenschweif. Nur am vorderen Rumpfteil konnte man so etwas ausmachen wie Beine, die aber auch wie zum Sprung angezogen schienen. Es war ein zartes, schönes Tier, das da sprang. Das Gesicht des Tieres wirkte, obgleich man keine Einzelheiten ausmachen konnte, lieblich. Die Figur hatte etwas seltsam Verletzliches, Verwundbares, obgleich sie es doch war, die mit dem Hörn bewehrt war. Nie wäre man auf die Idee gekommen, daß dieses Hörn eine Waffe sein könnte, mit der sich das Tier zur Wehr setzen oder gar angreifen würde. Das schien geradezu undenkbar. Die weibliche Grotteske, die ihr aus dem Kugelbauch kommendes Schwert auf es gerichtet hielt, war ungleich bedrohlicher, obgleich die Figur heute seltsam gezähmt und ohne Schrecken für sie war. Das Einhorn schien auch nicht geradewegs in dieses Schwert zu springen. Sie hoffte zumindest, es würde sich noch ein wenig höher erheben können, um über das Schwert wegzuspringen, so gering die Hoffnung bei näherer Betrachtung auch schien. Denn die Hufpaare, die deutlich ausgebildet waren, befanden sich unterhalb der Waffe, und nie würde das zarte Tier den Aufschwung schaffen können. Hielt es deshalb schon den Kopf gesenkt, den Tod erwartend, todesergeben? Sie wusste ja, hatte es zu Hause nachgelesen, daß das Einhorn mit verschiedenen Symbolen belegt war. Alles war doch so schon in Besitz genommen, jedes Wort, besetzt mit tausend Bedeutungen und Bildern. Das war doch nur noch von bizarrem Forschungsinteresse, es war kein geheimes Zeichen mehr, das

aufleuchtete als Botschaft nur für dich. Aber die Symbolik des Einhorns war schön. Sein einziges, schraubenförmig gewundenes Horn galt den Griechen als heilkräftig. Auch spielte etwas von der Bedeutung, die man dem Horn des Nashorns gab, nämlich Potenzmittel zu sein, in diese Vorstellung hinein. Sie wusste nicht, ob auch dem Horn des Einhorns, des mystischen Tieres, phallische Bedeutung zukam, aber diese Symbolik haftete schließlich jedem Horn an. Sie fand die andere, in der abendländischen Ikonographie entwickelte Symbolik interessanter. Die lässt das Horn des Einhorns der Stirn entspringen, so daß es zum Zeichen des Geistes, zum Sitz der Spiritualität wird, zum Zeichen der Reinheit. Und so spinnt sich um das Einhorn eine seltsam schöne Geschichte: Dieses Tier kann nur mit Hilfe einer reinen Jungfrau gefangen werden, in deren Schoß es sich voller Vertrauen flüchtet. Aber dann kommen die Jäger und geben ihm den Tod. Diese zarte Geste des Einhorns, das seinen Kopf in den Schoß der Jungfrau legt, ist so zum sakralen Symbol der Empfängnis Jesu durch die Jungfrau Maria geworden; der Tod, den ihm die Jäger zufügen, zum Kreuzestod des Erlösers. War das wirklich eine schöne Geschichte? Plötzlich zweifelte sie daran. Wie konnte das Einhorn seinen Kopf in den Schoß der Frau legen, ohne sie zu durchbohren? Auch schien ihr trotz aller Spiritualisierungsversuche die sexuelle Komponente deutlich geblieben zu sein. Das Horn als Phallus, der Akt als Penetration. Das war ein modernes Wort, das sie unzulässigerweise hier einschleuste, aber es schien ihr zum schraubenförmig gedrehten Horn zu passen. Ihr fiel auch gleich die englische Vulgärbezeichnung für den Geschlechtsakt ein, die zu dem gedrehten Horn noch besser passte als der eher abstrakte Begriff. Wieso saß die Jungfrau da und ließ es zu, daß die Jäger das Tier töteten? War sie im Bunde mit den Jägern, ein Lockvogel, eine Falle für das Tier? Sie hatte gelesen, daß der Verkündigungengel Gabriel gelegentlich als Jäger dargestellt werde, der das kostbare Tier der Jungfrau zutriebe, unterstützt von Jagdhunden, die "Glaube, Liebe, Hoffnung" heißen. Maria sitzt dabei in einem Garten oder in einem Rosenhag. In dem Buch hatte noch viel mehr über Einhörner gestanden, sie erinnerte sich nicht mehr genau. Die Einhorn-Jungfrau-Geschichte hatte auch etwas Blutrünstiges, besonders da, wo die Hunde ins Spiel kamen. Diese christlichen Legenden stießen sie ab. Sie blickte an dem Gekreuzigten hoch. Also Glaube, Liebe, Hoffnung, diese Hunde, hatten ihn ans Kreuz gebracht. Sie hatten ihn dem Tod zugetrieben. Ihrem simplen Verständnis nach war das die Umwertung aller Werte. Aber vielleicht stimmte es sogar. Das Honiglicht umspielte auch das Einhorn; sanft, unendlich sanft schien es den Todesstoß der weiblichen Groteske zu erwarten. Es war auf sie zugesprungen.

Warum auf sie? Sie stellte die schlimmste aller Fragen: Was wollte der Künstler ausdrücken? Hatte er überhaupt eine Botschaft?

Vielleicht nicht einmal eine Botschaft. Dann aber ein Bild vor Augen? Ein zufälliges Bild? Lohnte es sich, diesem Bild nachzugehen? Offensichtlich hatte das noch niemand wichtig gefunden. Es gab kaum Literatur darüber. Es gab nichts über dieses Gitter. Vielleicht konnte man einfach nichts Verlässliches mehr rekonstruieren. Dieser Gedanke erfüllte sie plötzlich mit Genugtuung. Sie wollte nichts Verlässliches lesen, sie wollte auch keine kunstgeschichtliche Analyse, keine Interpretation. Sie wollte mit dem Einhorn allein sein.

Ein Herr in mittleren Jahren betrachtete den Taufstein. Gerade, als sie sich wegrehen wollte, um ihren Platz in der Kirchenbank einzunehmen, wandte er sich ihr zu. "Sind sie eventuell für eine Auskunft zuständig?" fragte er sie. Sie lächelte etwas abwehrend und sagte: "Eigentlich nicht. Ich passe hier nur ein wenig auf." Das hielt den Herrn aber nicht von seiner Frage ab. "Wissen Sie zufällig, wer der Künstler war, der das Taufbecken gefertigt hat?" "Nein, ich weiß nur, daß es aus Alabaster ist, während alle anderen Teile, die so aussehen, als wären sie aus Alabaster, in Wirklichkeit bemaltes Holz sind. Soweit ich weiß, ist der Künstler unbekannt." Sie schwieg erschöpft. Warum hatte sie so viel gesagt? Der Mann lächelte triumphierend. "Das dachte ich mir, ja." Er kam einen Schritt auf sie zu. "Wissen Sie, was ich glaube? Nein, ich bin fest davon überzeugt. Dieser Taufstein ist eine Serienarbeit aus Italien. Ja, das gab es damals schon. Massenfabrikation. In Deutschland war damals die Kunst, dieses Material zu bearbeiten, noch gar nicht verbreitet. Und den Rohling einzuführen, hätte viel zu viel Geld gekostet. So ließ man nicht den unbehauenen Stein, sondern das fertige Produkt kommen. In Süddeutschland gibt es ähnliche Beispiele. In..." Sie glaubte noch zuzuhören, aber die Frage des Mannes schreckte sie aus einem seltsamen Benommenheitszustand auf, in dem sie nicht einmal an etwas anderes gedacht hatte. "Was sagen Sie zu der Theorie?" Er blickte sie wirklich erwartungsvoll an. "Oh, ich bin keine Kunstwissenschaftlerin, „ sagte sie schließlich höflich, "aber es hört sich wirklich sehr plausibel an, was Sie da ausgeführt haben." Der Mann nickte zufrieden. Er gab ihr einen Auftrag. Sie solle das den Leuten hier erzählen. Vielleicht könne man die Theorie nutzbringend verwerten. Sie nickte, wandte sich jetzt doch vorsichtig ab. Der Mann ließ sie gehen. Während sie sich auf die Bank zubewegte, dachte sie bekümmert, daß sie schon wieder die Besucherzahlen des heutigen Tages an denen der letzten Tage würde orientieren müssen. Wieso gelang es ihr nicht, wie offensichtlich

den anderen, ruhig zu sitzen, zu beobachten, zu lesen, zu zählen? Warum wurde sie entweder von inneren Bildern heimgesucht oder in eine Art Trance versetzt? Was ging in dieser Kirche mit ihr vor? Was hatte überhaupt der Innenraum der Kirche damit zu tun? Sie dachte an die aufsichtführenden Leute in den Museen. Ob es denen ähnlich ging? Oder ob sie, wenn keine Besucher da waren, die Kunstwerke besonders andächtig studierten? Sie wusste es nicht. Es war Zeit für sie, ihre Strickjacke anzuziehen. Sofort spürte sie, wie die Wärme sie durchdrang und eine neue Welle von Müdigkeit sie überlief. Sie wollte gerade aufstehen, um sich gegen die andrängende Müdigkeit zur Wehr zu setzen, als ihr Blick auf die innere Eingangstür fiel. Er hatte die Kirche betreten. Er war gekommen. Sie musste ihn gerufen haben, und von nirgendwo als von hier hatte ihn der Ruf ereilt. Sie musste ihn schon lange gerufen haben, ohne es selbst zu wissen, nachdem sie über Jahre geschwiegen hatte. Hatte sie ihn vergessen? Sie hatte ihn nie vergessen, nur aufgehört zu rufen. Und seit einiger Zeit musste ihr Ruf wieder unterwegs gewesen sein, denn er war gekommen. Hierher, an diesen Ort war er gekommen, hierher war er ihrem Ruf gefolgt. An den sakralen Ort war er gekommen, an den einzigen Ort, der möglich war. Darauf also lief alles hinaus, das war der tiefere Sinn gewesen. Deswegen also musste sie das hier tun, deswegen hier sein. Es war nie der Dienst an der Kirche gewesen, nie der Dienst an einem Gott. Nie die Flucht aus dem Alltag, nie die Möglichkeit der ungestörten Reflexion, nie eine Verlegenheitsbeschäftigung, nie die Liebe zur Architektur. Das war es gewesen, das allein: Die Begegnung mit ihm. Die Wiederbegegnung. Die eine, die wahre, die einzige Wiedervereinigung, gegen die alle historischen Revolutionen ihre Sprengkraft verloren. Sie veränderten die Weltordnung für eine kurze Zeit, bis eine neue Weltordnung fällig war. Das aber hier, dessen war sie sich ganz sicher, das hier veränderte die Weltordnung nachhaltig, für alle Zeit. Das war die wahre, die einzige, die Ewigkeitsdimension, und nur hier konnte sie sich ereignen. Und während er langsam, langsam auf sie zukam, rief sie das Einhorn. Denn die Rufe mussten alle gehört werden, weil der eine gehört worden war. Sie hatte bei den Gedichten aus ihrer Jugend auch dieses gefunden, das ihr schön und wahr zu sein schien. Sie würde ein anderes Mal über diese Wörter nachdenken wollen - dies war nicht die Stunde der ästhetischen Reflexion, die alle Kriterien auf den Prüfstand hob. Hier stand etwas anderes auf dem Prüfstand, das eine, das einzige. Sie erinnerte das Gedicht, die Handschrift ihres Inneren, da war es, und es war widerlegt:

Weil ich nicht wirklich rufe hörst
du nicht.

Weil ich nicht wirklich sehne spürst
du nicht.

Weil ich nicht wirklich warte
kommst du nicht.

Weil ich nicht wirklich locke merkst
du nichts.

Weil ich nicht wirklich träume
bist du fern. Weil ich nur
spiele bist du fremd. Weil ich
nicht glaube gehst du vorbei.

Er war nicht vorbeigegangen. Er war da. Groß und schmal bewegte er sich durch den Raum, der sie verband, umschloss. Sein mageres, asketisches Gesicht, der feine, verletzte Mund. Der Blick aus diesen Augen. Es war das Honiglicht des frühen Nachmittags. Er hatte sie angeblickt, ganz flüchtig. Aber da hatte sie es schon gewusst. Er war es nicht. Es war sein Doppelgänger, sein Schatten, sein Zwillingsbruder. Aber er, er war es nicht. Hätte er sie nur flüchtig anblicken können? Hätte er an ihrer Bankreihe vorbeigehen können? Es war das, was sie immer narrete, seit sie hier war: das Déjà vu. Und während ihr Herz noch raste und ziehend schmerzte, ging er vorbei. Schaute sich um, als sei nur dieses Gebäude interessant, diese schwere himmlische Orgel auf zarten Pfeilern, diese schwarzweiße Kanzel, dieser Altar vor dem Honiglicht. Hier bin ich, hier, hier, warum kannst du nicht hören. Sieh mich an, noch einmal, nicht flüchtig, sieh mich wirklich an. Sie schrie. Mit stummen Lippen schrie sie, sie musste die Augen schließen, die Lippen verschließen, so fest, als könnte der Schrei, der entwich, wirklich tödlich und nicht nur peinlich sein. Sie umklammerte mit ihren Händen die Bank, auf der sie saß und merkte es nicht. Eine Pieta. Mit leeren Händen, so musste sie in der Bankreihe gesessen haben, aber niemand hatte sich ihr genähert, und als sie endlich die Augen aufschlug, war er weg. Menschen bewegten sich in der Kirche, sie nahm sie nicht wahr. Sie saß ganz schlaff, ganz leer. Sollte sie zur Tür laufen, ihn noch zu

erreichen versuchen, ihn fragen, wer er war und wieso er ihm so ähnlich sein konnte? Sollte sie ihm gegen die Brust schlagen, immer wieder, weil er sie betrogen, weil er sie genarrt hatte? Was konnte sie tun? Es war ihr Irrtum gewesen, nicht seiner. Dieser Nachmittag, er betrog sie auch mit seinem Licht und seiner Süße. Und diese Kirche war die Hölle. Sie wusste es plötzlich. Die Hölle war leer. Die Hölle war das ewig Zerrinnende, das waren die sich auflösenden Trugbilder. Und da lag ihr der Kopf im Schoß. Die vollständige Pieta. Es war zu ihr gesprungen. Es hatte den Ruf gehört. Sie hatte es vor dem Schwert aus dem Bauch gerettet, und deshalb hatte es ihr sein gedrehtes Hörn nicht durch den Leib gestoßen, sein Kopf neigte sich zur Seite, das Hörn war keine Waffe, sie sah es auch ganz deutlich, es war viel zarter, viel zerbrechlicher, als sie es sich vorgestellt hatte. Sein schöner Kopf ruhte in ihrem Schoß, während es vor ihr kniete. Sie fühlte seinen schlanken Hals. Es war zu ihr geflohen, und keine Jäger würden kommen, kein Engel Gabriel und keine Hunde. Es war bei ihr in Sicherheit. Und als spüre das Tier, daß kein Opfertod nötig sei, grub es seinen Kopf tiefer in ihren Schoß. Du hast meinen Ruf also doch gehört, sagte sie, du bist gekommen. Und in seiner Stimme antwortete es leise, ja, ich habe dich gehört. Ich bin gekommen, wie du es wolltest. Nicht so ganz, wie ich es wollte, sagte sie. Ich glaube, ich habe es immer anders gewollt. Und ihre Hand streichelte unwillkürlich das Hörn, das härter und fester war, als es aussah. Ich weiß, sagte das Einhorn, du hast ihn geliebt. Geliebt, wiederholte sie. Aber ich habe ihn nicht gekannt. Wir kannten uns beide nicht. Es war eine kurze Begegnung, aber es war ein mächtiger Sog, ein großer Zauber. Wir haben ihn nicht wirklich, nicht ganz, nicht bis zur Neige auskosten. Wir sind uns auch nicht mehr so oft begegnet nach der einen Woche, in der wir die Chance nicht genutzt haben. Die Chance? fragte das Einhorn. Es war sehr irritierend, daß es seine Stimme hatte. Es war, als sei er tot und spreche zu ihr aus einem fernen Jenseits, unendlich weiser als sie, sie tröstend, aber eigentlich nur belehrend. Du meinst, wir hätten keine Chance verpasst, das sei nicht die Chance gewesen? Das Einhorn hob spielerisch ein wenig den Kopf. Sein Hörn, das schöne gedrehte Hörn, erhob sich mit. Es war nur ein Sehnsuchtsspiel, sagte sie. Aber es war kein Spiel. Es war die Sehnsucht. Die Sehnsucht war die Erfüllung, sagte das Einhorn. Du liegst im falschen Schoß, sagte sie böse; nur weil ich dem Hörn widerstand, bin ich nicht die reine Jungfrau. Das Einhorn legte den Kopf wieder in den Schoß zurück. Erinner dich, sagte es fast zärtlich. Woran? fragte sie zögernd zurück. Aber ihre Frage war überflüssig gewesen. Sie wusste schon, was das Einhorn meinte. Seine Stimme hatte es ihr verraten. Es war nicht mehr

die Stimme ihres asketischen Sehnsuchts geliebten. Ein anderer war es, den sie nur von ferne geliebt hatte. Und dieses Mal musste er nicht als sein Doppelgänger durch die Kirchentür treten. Kein Schreck, kein heiliger, kein freudiger Schreck, und keine Leere danach. Es war eher wie eine Geistererscheinung. Er war ihr längster Sehnsuchts geliebter gewesen. Nie hatte er sich zu erkennen gegeben, nie hatte sie sich verraten. Nach vielen Jahren, ein einziges Mal, hatten sie sich angeblickt, und die Welt war nicht mehr. Es war das All offen gewesen, eine Sekunde lang, nein, den Bruchteil einer Sekunde lang. Ich weiß, wie es danach weiter ging, sagte das Einhorn. Es hatte immer noch seine Stimme. Nie hat es sich wiederholt, nie wurde auch nur ein Wort darüber gesagt. Ich wäre auch sonst nicht hier. Nein, sagte sie, aber es war eher eine Frage, denn noch immer verstand sie nicht ganz. Ihre Hand ruhte auf dem Hals des Einhorns, dessen Herzschläge sie hörte, als seien es die ihren. Geh nicht mehr zurück, sagte sie flehend, bleibe hier. Du kannst dich nicht wohl fühlen in der Spirale, bedroht von dem Schwert. Es ist mein Platz, sagte das Einhorn, und es hatte schon wieder die Stimme geändert. Ihr anderer Sehnsuchts geliebter war es, mit dessen Stimme es sprach. Vielleicht der einzige, der wirklichste von allen. Mit ihm hatte es keine Verständigung gegeben, nicht einmal durch einen einzigen Blick. Er hatte vielleicht gar nichts gespürt von der Sehnsucht, denn seine Sehnsucht war auf etwas anderes gerichtet. Sie wusste es; sie wusste auch, daß nie nie auch nur das leiseste Zeichen des Einverständnisses zurückkommen würde. Nein, auch vor ihm hatte sie sich nicht verraten, und es hatte nie die Gefahr bestanden, denn er war nicht empfänglich für ihre Signale gewesen, wie bewusst sie die auch ausgesandt hätte. Ja, auch seine Stimme hatte sie geliebt. Von ihm würde sie am wenigsten preisgeben. Er sollte ihr großes Geheimnis bleiben. Sag noch etwas, sag es in seiner Stimme, höre nicht auf, etwas zu sagen, sag es leise, immer immer wieder, sage das eine Wort, sage es tausendfach, Millionen Mal, Abermillionen Mal, nur in seiner Stimme, sag es. Aber das Einhorn schwieg. Warum bist du gekommen, weinte es in ihr, was wolltest du von mir? Was willst du mir vor Augen führen? Daß ich nicht genug begehrt worden bin, daß ich nicht genug beehrte? Daß ich zu feige war? Daß sie alle, die Sehnsuchts geliebten, zu feige waren? Daß sie Träume waren eines unerfüllten Lebens? Eine Kette der Vergeblichkeiten? Eine Kette der Demütigungen? Beweise eines ewig leeren, leeren Lebens? Kein Ausbruch, nur Phantasie. Alles nur Phantasie. Leere Sehnsucht, leere Liebe. Leerer Glaube, leere Hoffnung. Die Hunde.

Sag etwas, sag etwas. Die sieben Teufel habe ich nicht freigelassen, aber die drei

Hunde hetzen mich, die drei Hunde des Verkündigungs-Jägers Gabriel, die drei Hunde mit den schönen Namen Glaube, Liebe, Hoffnung. Die drei Bluthunde, die drei Jagdhunde. Ich begreife endlich alles. Nicht du bist das Opfer. Ich bin es. Nicht ich bin die Falle. Du bist sie. Und in diese Falle bin ich getappt, ich bin hereingefallen. Das sanfte Tier Sehnsucht, immer hinter Gittern. Und löst es sich einmal, das zarte Tier Phantasie, dann ist es die Falle, dann ist es der Tod. Endlich habe ich es begriffen. Die Hunde, die Hunde des Engels, sie haben noch andere Namen. Ich habe es gelesen, irgendwo, sie heißen auch nach den Kardinalstugenden: Wahrheit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit. Was für ein abscheulicher Hohn, schrie sie das Einhorn an. Aber es war nicht mehr da. Ihr Schoß war leer. Wie eine Gejagte sprang sie aus der Kirchenbank. Eilte die Stufen zum Altarraum hinauf. Die Gitter. Aber die Liebe. Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden. An die Spirale geschmiedet. Was, im Netze? Nicht im Netz. Nie im Netz. Immer im Gitter. Im schmiedeeisernen Gitter. Das Honiglicht war nicht mehr da. Die Sonne war längst woanders. Es müsste schon spät sein. Die Kirche war leer. Wie lange schon? Sie wusste es nicht. Sie starrte die Gitter an. Das Einhorn lag ruhig in seiner Spirale, durchschnitt sie, und war doch ganz mit ihr verbunden. Sein Hörn, sein schönes Hörn, wand sich in einem großen Bogen in die Spirale zurück, und auch sein Schweif lief in einem Bogen aus, der symmetrisch dem oberen entgegenstand. Komm wieder, wollte sie sagen, ich wollte dir nicht wehtun, komm zurück. Ihre Hände streichelten über das Gitter. Ich bin da, sagte das Einhorn, während es seinen zarten Hals dem Schwert preisgab. Mit wessen Stimme hatte es diesmal geredet? Noch ehe sie sich darüber klar war, sah sie, daß durch die immer noch geöffnete Tür ein Mann getreten war. Er war groß, und seine Bewegungen waren fest und bestimmt. Sie sah ihn auf sich zukommen, und in ihm und mit ihm ihre lange Geschichte. Sie wusste jetzt auch, mit wessen Stimme das Einhorn zuletzt gesprochen hatte. Sie wandte dem Gitter den Rücken, wandte sich ihrem Mann zu. Sie würde es immer im Rücken haben, eine fragile, honigdurchleuchtete Lehne im Rücken.

Interludium 2

Es blieb heiß. In den nächsten Tagen erledigte sie ihre stillen häuslichen Geschäfte, das alltäglich Notwendige nur, nicht die größeren, noch unerledigten Dinge, die der Umzug mit sich gebracht hatte. Es war, als müsse sie vielmehr in sich selbst aufräumen als im Haus. Nur machte die Hitze sie so müde und schläfrig, während sie das Gefühl hatte, daß alle anderen Menschen eine neue, unerhörte Lebendigkeit bekamen, die sie fast als schmerzlich empfand. Selten ging das Telefon. Alle schienen mit ihrem Leben beschäftigt, ihrem ureigensten Leben in der gesteigerten Glut dieses Sommers. Sie schrieb Briefe, aber die erzählten fast nur von ihrem Leben ohne Ereignisse, von ihrem leb-losen Leben, und es kamen kaum Antworten. Sie hatte sich Literatur der Mystiker gekauft, Aurelius Augustinus, Meister Eckhart, Hildegard von Ringen. Sie las nicht wirklich. Sie blätterte in den Büchern, ohne Ziel, ohne Plan, zum erstenmal in ihrem Leben ganz ohne Plan. Die Bücher waren aber nur ein Alibi. Ein Alibi wofür? Für den perfekten Mord. An wem? "Es war Mord." Woher stammte nun dieser Satz? Er hatte sie einmal sehr beschäftigt, und er stammte nicht aus einem Kriminalroman. Welchen Mord beging denn sie? Vielleicht mordete sie das Leben in sich. Gerade in dieser Treibhaushitze ließ sie ihr Leben verkümmern, ersticken, dahinsiechen. Immer suchte sie Zuflucht in Kühle, in der Kühle des Hauses, wo es schon keine Kühle mehr gab, in der Kühle der Kirche. In den Büchern. Sie vermied es, vor dem Spiegel zu stehen, denn sie sah in ein so müdes, angestrengt nachdenkliches Gesicht, daß eine große Ratlosigkeit über sie kam. Ihr Leben war ein Konstrukt, es war nie wirklich gewesen. Sie war den Gedanken anderer hinterhergelaufen und hatte sie nie eingeholt. Sie war der Liebe hinterhergehechelt, und sie war mit dem Einhorn auf ewig ins Gitter geschmiedet. Die Liebe, sagt man, steht am Pfahl gebunden. Sie wusste es wieder, es war Mörike. Der Unzeitgemäße. Versatzstücke eines Lebens wetterleuchteten durch ihren Kopf. Mit diesen Fetzen hatte sie gelebt, diese Fetzen hatte sie für das Leben gehalten. Vielleicht waren diese Fetzen das Leben. Das, was übrig blieb, nachdem das Leben gegangen war. Also musste es doch ein Leben gegeben haben, das gebot die Logik. Wenn Gott tot ist, hat er zuerst gelebt. Wenn das Leben gegangen ist, war es einmal da. War es ausgezogen mit der Tochter? War es

so einfach? Sie wollte sich nicht schon wieder belügen. Sara, die Königin, sie war Teil des Lebens gewesen, nicht das Ganze. Ein Ganzes gab es nicht. Bei Hildegard von Hingen hatte sie in dem "Liber Divinorum Operum" über die Monate gelesen. Die Monate werden in Analogie zur menschlichen Anatomie gesetzt, es sind schöne Bilder der Sinnhaftigkeit der Schöpfung. Es hatte sie auch interessiert, weil es sie auf unbegreifliche Weise der Medizin studierenden Tochter näher sein ließ. Im Menschen selbst, so Hildegard, sind die Zeiten des Jahres geordnet, seinen Gliedern und Organen sind sie zugeordnet, ein kosmologisches Abbild. Sie fand eine schöne einfache Beschreibung. Für den achten Monat, den August, in dem sie sich befand, las sie folgendes: "Der achte Monat kommt in voller Kraft herauf, einem mächtigen Fürsten gleich...." Ihre Gedanken schweiften sofort ab und wollten einen mächtigen Barockfürsten in seiner Residenz sehen, aber sie sah nur das gepuderte Perückenjahrhundert noch einmal in der engen Pestgasse der Mittagshitze. Wann war sie da durchgegangen? Es war noch nicht lange her. "...der in der Fülle der Macht herrscht. Daher strahlt die Freude aus ihm. Er, der dahinbrennt in der sengenden Sonne, ...". Sie fühlte sich so hitzestarr, als hätte sie selbst eine Perücke auf, als sei ihr Gesicht unter vielen Lagen von Schminke verborgen. Aber ihre Hand, die über das Gesicht fuhr, war nur leicht feucht. "Die Eigenschaften dieses Monats zeigen sich in den Händen des Menschen, die jedes Werk verrichten und die Macht des ganzen Leibes in sich vereinigen und speichern." Sie war im falschen Monat. Ihre Hände verrichteten kein Werk. Und von der Macht des Leibes fühlte sie nichts. Sie suchte ihren Geburtsmonat, den November, und sie las: "Der elfte Monat kommt gebückt." Das entsprach ihr weit mehr, sie wusste es. "Er baut die Kälte auf. Keine Sommerfreuden hat er aufzuweisen. Er bringt die Schwermut des Winters. Die Kälte bricht aus ihm heraus, fällt über die Erde und wühlt den Schmutz auf. Dem gleicht der Mensch, wenn er nun die Knie beugt, damit die Kälte ihn nicht durchdringe." Kluge Hildegard. Sie wusste die Wege: Scivias, sie hatte auch darin gelesen. Aber sie selbst wusste die Wege nicht. Mitten im Fürstenmonat beugte sie die Knie, nicht aus Schutz vor der Kälte von außen, eher aus Schutz vor der von innen. Die Fetzen in ihrem Kopf, die angelesenen Fetzen vieler Jahre, die Lebensfetzen, korrespondierten mit den Teilen ihrer Biografie. Das war die ganze Kosmologie. "Deshalb ist dieser Monat, der fern von den Freuden des Sommers seine tristen Tage kalt dahingehen lässt, den Knien des Menschen zu vergleichen, die der Greis voll Schwermut krümmt, wenn er an seine ursprüngliche Lage denkt, da er genauso mit eingekrümmten Knien im Mutterleib wie eingeschlossen dahockte." Das

Ei. Das Oval, da war es wieder. Sie war in der richtigen Stadt, sie war nur zur falschen Zeit angekommen. Es hätte nicht der Sommer sein dürfen. Der Winter wäre die einzige Jahreszeit gewesen, sie hätte das Ei durchlaufen können mit gekrümmten Knien. Sie hätte in diesem Ei tanzen können wie die noch nicht ausgeschlüpften Küchlein in der Eierschale, wie der schwarze Punkt im Glaskörper ihres Augeneis. So hätte sie die Stadt erfahren müssen, wie einen Mutterschoß. Nur so wäre eine Neugeburt möglich gewesen. Die Geburt zum zweiten Leben. Diese Chance war für immer vertan, nein, nicht mutwillig vertan, ganz einfach nur verpasst. Sie war nun länger nicht in der Kirche gewesen, so als scheue sie den Aufruhr, in den sie der touristische Dienst fast immer versetzte. Dieses Mal beschloss sie, zumindest vorher keine Stadterkundung zu unternehmen, sondern den kürzesten Fußweg zu wählen, den Schlüssel abzuholen und sich in die Bank zu setzen. Es war auch schön, ein bisschen vor der Kirchentür zu stehen, wenn gerade keine Besucher in der Kirche waren, und die angrenzenden Häuser anzuschauen. Früher musste die Kirche vom Friedhof umgeben gewesen sein, denn der Kirchename in Verbindung mit "Kirchhof" verwies darauf nur allzu deutlich. Heute aber umgab ein schmales Gässchen die Kirche, wand sich im Bogen um das Gebäude, und die umliegenden Häuser bildeten fast einen Schutzwall um das Gotteshaus. Gegenüber dem Eingang lagen die beiden Pfarrhäuser, mit kleinen Sprossenfenstern, schiefe Fachwerkhäuser, zu deren Haustüren ausgetretene Stufen führten. Die Häuser waren wie Reihenhäuser aneinandergesetzt und bildeten so einen Gürtel. Blaue kräftige Clematis rankte sich an dem einen Haus hoch. Sie kannte die Pastoren, die dort wohnten, nicht. Schräg gegenüber vom Eingang sah sie an einem schmalen Fachwerkhaus einen Davidsstern. Die ehemalige Synagoge der Stadt, sie wusste nicht, ob jetzt als Museum, Gedenkstätte oder wie sonst genutzt. Zur anderen Seite ging eine Straße auf ein altes Kloster zu, das aber jetzt auch längst säkular genutzt wurde. Bisher hatte sie noch keine rechte Zeit gehabt, sich das ehemalige Kloster etwas genauer anzusehen. Zeit? Heute wollte sie keine Bücher mitnehmen. Sie fühlte trotz aller Hitzemüdigkeit eine merkwürdige Unruhe in sich. Vielleicht hatte es mit dem Brief zu tun, den sie bei den gelegentlichen und unsystematischen Aufräumarbeiten gefunden hatte. Ein grauer recycling-papier Umschlag, zerknittert. Nur ihr Name stand darauf. Wie viele Jahre war er verwahrt worden? Das Briefpapier, auf dem der Brief verfasst war, waren einige Blätter Toilettenpapier, von der Rolle abgerissen. "Hallo, liebe Frau...", stand da, "in letzter Zeit sehe ich Sie so selten - das finde ich sehr schade! Sie sind immer so'n kleiner Lichtblick im Schulalltagsgrau, Momentan

geht's mir eh nicht so gut - die Schule ist so frustrierend! Wenn ich mir das so überlege - letztes Halbjahr bin ich richtig gerne zur Schule gegangen; jetzt überlege ich jeden Morgen, ob ich nicht vielleicht krank bin, damit ich nicht hinbrauche. Vielleicht liegt's daran, daß ich diesmal nicht so gute Lehrer erwisch habe." Der Brief ging noch ein bisschen weiter. Im Anzeigenblatt der Stadt war ein Hetzartikel über eine ältere Kollegin erschienen. Über diesen böartigen Artikel regte sich die Briefeschreiberin auf und gab ihrer Hoffnung Ausdruck, daß ein Leserbrief des 13. Jahrgangs, der für die Kollegin Partei ergriff, bald auch gedruckt werde. Diese Lehrerin gebe zwar einen katastrophalen Unterricht, aber für ihre Schüler und Schülerinnen wolle sie nur das Beste. Sie erinnerte sich an diese Kollegin genau; das war eine der "alten Schule" gewesen, Disziplin galt bei ihr etwas. Die Schüler mochten sie sicher nicht deswegen, weil sie bei ihr machen konnten, was sie wollten. Das war ja auch Gegenstand des Hetzartikels gewesen. Die Ordnungsliebe der Lehrerin nehme kriminelle Züge an, hieß es, da sie den Schülern die Fahrradventile abschraube, wenn die Fahrräder ordnungswidrig auf dem kleinen Schulhof abgestellt worden seien. Natürlich hatte der Artikel noch andere Anschuldigungen enthalten. Aber hier standen die Schüler und Schülerinnen zur Verteidigung ihrer Lehrerin auf. Dieser Brief war für sie eine große Überraschung gewesen. Sie hatte ihn völlig vergessen gehabt. Aber das war es nicht. Sie hatte aus dem Brief ja deutlich herauslesen können, daß zumindest diese eine Schülerin sie auch gemocht hatte. Nie, das wusste sie, hätten aber die Schüler so geschlossen hinter ihr gestanden, wie sie das bei der Kollegin demonstriert hatten. So ein "Typ" war sie nie gewesen. Sie hatte sich immer für entweder sehr durchschnittlich gehalten oder für den "Pauktyp", also für den "Lehrertyp", dem der zu vermittelnde Stoff wichtiger als alles andere war, der aber auch großen Wert auf die Disziplin der Schülerschaft legte. Typ? Es war kein Wort mehr für sie. Ein Nicht-Wort. Das Un-Wort des Jahres. Aller Jahre. Aber die Durchschnittlichkeit attestierte sie sich in mildereren Phasen, wenn sie einfach nicht mehr gegen die Widerstände der Schüler ankämpfen wollte. Dann litt sie aber zugleich unter ihrer Inkonsequenz und glaubte sich insgeheim von den Schülern verachtet, die genau durchschauen mussten, daß ihre "menschlichere" Phase aufgrund von Erschöpfung und nicht Überzeugung, Menschenfreundlichkeit gar entstanden war. Dieser Klopapier-Brief sprach eine etwas andere Sprache, von der sie gleich geneigt war, sie für Zufall zu halten. Sie konnte mit dem Brief im Grunde nicht viel anfangen. Zwar erinnerte sie sich genau, wie die Schülerin aussah, aber es wollte ihr trotz angestrebten Nachdenkens der Name nicht einfallen. Mit dem Vornamen hatte

die Schülerin unterschrieben, aber welcher Nachname gehörte zu ihr? Gerade den Namen einer Schülerin, die ihr so zugetan war, hätte sie sich merken müssen. Sie kannte aber mehr Namen von Schülern, unter denen sie gelitten hatte. Sie wusste, daß das Sich-Verschanzen hinter dem Stoff und der Disziplin ihr Schutzwall gewesen war. Nicht, daß sie die Wichtigkeit des zu Vermittelnden herunterspielen wollte. Aber sie wusste auch, daß sie als Person für die Schüler und Schülerinnen aller Altersstufen bis zum Abitur wichtiger war. Die Art, wie sie mit den Schülern umging, das wusste sie und verdrängte es doch ständig, war für die Übermittlung des Lehrstoffs absolut wichtig, wenn nicht gar entscheidend. Aber genau da lag ihre Wunde. Sie war einen weiten Weg gegangen. Ihr Studium, obgleich es so angelegt war, daß es mit dem Staatsexamen enden sollte, hatte sie abgebrochen, verkürzt, als sie ihren Mann heiratete. Sie hatte sich für den kürzeren Weg der Realschullehrerin entschieden. Das hatte ihre Anfangsjahre sehr erschwert.

Sie sah auf einmal, daß der Kirchturm schon recht groß vor ihr stand. Wieder ein Blick auf die Uhr, und wieder war sie zu früh. Sie entschied sich daher doch für einen kleinen Umweg. Sie bog erneut nach links. Die schmale Bungenstraße, die Straße der Pestumzüge, lag im Mittagslicht.

5. Schwan und Fabel



Am Hafen stand sie eine Weile und schaute in das wenige Wasser, das trübe und modrig aussah. Eine einzelne Ente trieb darauf. Die stolzen Häuserkulissen leuchteten wie für ein Festspiel. Sie hätte sich gerne auf eine Bank gesetzt, aber die einzigen Bänke, die sie sah, gehörten zu einer Kneipe; sie ähnelten den Bänken in süddeutschen Biergärten. Sie wollte aber nichts trinken, und dazu hätte ihre Zeit auch nicht ausgereicht. Das Wasser roch brackig. Es war für sie kaum vorstellbar, daß dies einst ein berühmter, bedeutender Hansehafen war. Ihr gefiel der wasserarme, schifflose und tierarme Fluss auch besser. Warum hätte sie nicht zu sagen gewusst. Sie ging die Straße Richtung Kirche, die leicht anstieg, hinauf. Am Modeladen blieb sie stehen und schaute in die Auslage. Man hatte das Fenster längst umdekoriert, aber sie sah die in eher gedeckten, wenig sommerlichen Farben gehaltenen, eleganten Stücke wie Auslagen einer Museumsvitrine, als müsse gleich ein Schild Auskunft geben können nicht über den Preis, sondern über das Alter und das Herkunftsland dieser seltsamen Exponate. Sie sah an sich hinunter. Der weite sommerliche Rock, den sie trug, war schon

mehrere Jahre alt. Sie trug dazu ein schwarzes ärmelloses Oberteil und ein leichtes passendes Jäckchen. Über dem Arm hing die dicke, lange Strickjacke. Sie würde diesen Laden nur betreten, um sich den Schlüssel der Kirche geben zu lassen. Sie wollte nirgends eine Kundin sein. Sie hatte das Gefühl, daß jedes Stück, das sie in die Hand nehmen würde, ihr sogleich wieder zu Boden fallen würde. Selbst jetzt, da sie nur nach dem Schlüssel fragen würde, betrat sie den Laden scheu, mit Widerwillen oder Anstrengung, sie wusste es nicht. Die riesige Tür öffnete sich wie immer mühelos. Sie hatte den Laden hinter sich gelassen, und konnte eintauchen in die schwarz-weiß-braune Welt des frommen Barock. Sie mied den Blick auf die Gitter. Heute wollte sie ganz dem Raum und den Menschen zugewandt sein. Die Sommertür! Ein milder Schreck durchfuhr sie, denn sie war sicher, daß sie alle Handgriffe, um diese Tür zu schließen, schon wieder vergessen hatte. Sie würde damit noch ein wenig warten. Sie setzte sich in die Bank und sah zu, wie die geöffnete Tür die Besucher wie Wassertropfen hereinfiltrierte. In leichter bunter Kleidung kamen sie, manche blieben erst eine ganze Weile am Schautisch stehen, auf dem Postkarten, Handzettel mit Wissenswerten zur Kirche und Siebdrucke der Gittermotive zum Verkauf auslagen. Es gab auch Schallplatten und Kassetten mit barocker Musik eines stadtbekanntem Organisten und Komponisten aus dem Barockzeitalter, auf der historischen Orgel der Kirche gespielt. Manchmal musste sie das zu bezahlende Geld in Empfang nehmen, es in die Kasse in der Kapelle tragen und die Summe in ein Büchlein eintragen. Solche Käufe waren aber eher selten. "Sie müssen die Sommertüre schließen", sagte eine etwas grobe männliche Stimme. Der Organist stand vor ihr, ein großer, derb gebauter Mensch mit wildem dunklen Bart. "Oh ja, „ sie sprang auf, verweilte dann hilflos. „ Ich bin mir nur nicht mehr sicher, wie das zu bewerkstelligen ist." Sie ahnte, daß er von sich aus seine Hilfe nicht anbieten würde. Also bat sie ihn, und er ging ein bisschen unwillig mit. Er sei zum Üben gekommen, teilte er ihr mit, offensichtlich etwas verstimmt, daß ihm nun Zeit von seinen kostbaren Übungsstunden verlorengelange. Die Atmosphäre in der Kirche hatte sich durch seine Anwesenheit verändert. Er schuf, schon längst auf der Orgelempore, eine eigene Geräuschkulisse, als würde dort oben mächtig geräumt und geschoben. Und plötzlich klangen die Töne auf und verwandelten alles erneut. Sie war keine besondere Liebhaberin von Orgelmusik, verstand auch recht wenig davon. Sie erkannte auch das Musikstück nicht, das nun durch den Raum klang. Sie konnte nachlesen, daß die Orgel 42 Register habe, davon 30 vollständig und fünf zum Teil erhalten. Was das für die Stücke bedeutete, wusste sie nicht. Sie konnte sich auch nichts

unter der seltenen Springlade vorstellen, die sich im Oberwerk befinden sollte. Auch ein Glockenspiel aus 45 Schalenglocken gab es, das stand alles in den Handzetteln, aber was sie hörte, hatte mit dem Gelesenen nichts zu tun. Sie vergaß das Bild des Mannes, der dieser Orgel diese Musik entlockte. Der visuelle Eindruck, den der Organist hinterlassen hatte, und die Musik, die sie hörte, schienen auch nichts mehr, nicht das Geringste mehr miteinander zu tun zu haben. Er übte auch nicht, er spielte. Und sie nahm wahr, daß ein paar Leute stehen blieben und so zur Orgel hinaufschauten, als sei über ihr tatsächlich der Himmel aufgerissen und man könne Gott schauen. Sie blieb ganz lange so versunken in ihrer Kirchenbank und hörte zu. Vielmehr hörte sie nicht zu, sondern ließ sich wegführen.

Ja, es klang manchmal wie Brausen und manchmal glockenzart. Es war Jubel und Klage. Es schien ihr weit häufiger Klage zu sein. War es immer dasselbe Stück? War es immer dieselbe Stelle? Für sie hätte er sie immer spielen können. Es war ihr Schwanengesang, Klage in Erstarrung, erstarrte Klage. Wieso spielte das jemand mitten im Sommer? Und solch ein robust wirkender Mensch. Sie stand schließlich doch auf, bewegte sich auf das Gitter zu. Sie musste es sich anschauen, das Fabeltier, den Schwan. In den beiden Rechtecken der unteren linken Tür sah sie sie.

Wie Einhorn und Hirsch waren sie einander zugewandt, bildeten aber aufgrund ihrer Form keine Diagonale, sondern eine Horizontale. Es war merkwürdig, daß die linke Gittertür in ihren oberen Rechtecken die Hirsche und in ihren unteren die Fabeltiere hatte, während die mittlere Gittertür nur die weiblichen Grotesken aufwies. In der rechten Gittertür befanden sich oben die beiden Einhörner, und im unteren Teil der Tür wiederum die weiblichen Grotesken. Die Asymmetrie dieser Anordnung verwirrte sie jedes Mal aufs Neue. Die stilisierten Schwäne hatten u-förmig gebogene Leiber, der Schwanz ragte bei jedem Tier geschwungen aufwärts, die langen Schwanenhäse tauchten in imaginäres Wasser. In dem Lexikon christlicher Symbolik, das sie nach den Gittermotiven schon öfter befragt hatte, konnte sie lesen, daß der Schwan ein Christussymbol sei. Diese Symbolzuschreibung gründe sich auf den letzten Ruf Christi am Kreuz: "Man sagt uns allen, daß der Schwan singet, wenn er sterben soll./Dem tut dein Sohn gleichen wohl." Das könne man nachlesen bei Konrad von Würzburg. Und dieses Nachgelesene musste sie wohl auch im Gedächtnis gehabt haben, so daß ihr das Orgelspiel dieser einen Passage wie Schwanengesang erschien. In der Antike will es der Mythos, daß der Schwan bei der Geburt des Gottes Apollon anwesend war. Er trug den Gott durch die Luft und kann durch seine Kraft weissagen. Sie konnte mit

diesem Symboltier nicht viel anfangen. Von solchen letzten Worten Christi hatte sie noch nie gehört. Es schien ihr zumindest wahrscheinlicher, daß er gerufen hatte: "Mein Gott, warum hast du mich verlassen.", als daß er so hölzerne Reime in Todesnot versucht hätte. Nein, das hatte nun wieder der gute Konrad nicht gemeint. Fast hätte sie über sich selbst gelacht, wie über einen Schüler, der einen Satz völlig missversteht. Aber was immer Christus am Kreuz zuletzt geäußert hatte, warum sollte es Gesang gewesen sein? Sie wusste es plötzlich. Es war das Heilige gewesen, was er rief, das letzte Heilige aus seinem heiligen Mund, wenn er denn ein Heiliger war. Dieses letzte Heilige konnten nicht irgendwelche Worte sein oder gar nur ein Schrei. Die in Christus den alten Gott sterben sahen, konnten die göttlichen Worte oder Schreie nur als Gesang bezeichnen. Sie waren nur zu beschreiben in den Formen des höchsten und größten, was der Mensch hervorzubringen imstande war, in den Formen der Kunst. Gesang - das war hier gemeint als das Heilige im Gewand der Kunst. Dieser Satz war freilich auch umkehrbar: Es war die Kunst im Gewand des Heiligen. Sie waren jedenfalls nicht voneinander zu trennen, die Kunst und das Heilige.

Die Orgel spielte immer noch. Die Kirche war auch heute voller als sonst, es war, als locke das Spiel noch zusätzlich neugierige Besucher herbei. Viele blieben eine Weile versunken stehen, schauten sich flüchtig um und verließen die Kirche wieder, Dieselben Besucher hätten vielleicht beim sonntäglichen Abspielen und Absingen der altvertrauten (oder auch nicht mehr vertrauten) Kirchenlieder das Orgelspiel eher langweilig gefunden, Schwan, Fabeltier und Orgelspiel hatten aber für sie etwas vom Hauch des Heiligen erwecken können, sie fühlte sich in eine andere Sphäre eingetaucht. Aber es war nicht das Heilige der Religion. Es war das Kunstheilige, das ihr plötzlich so gegenwärtig war im Spiel der Orgel. War sie denn nicht deswegen eine Leserin gewesen, weil sie in der Literatur immer dem Kunstheiligen begegnet war? Hätte sie erklären können, was sie meinte? Jetzt, jetzt brauchte sie es niemandem zu erklären. Sie wollte es für sich so stehen lassen. Denn sie wusste auch, daß einer der Gründe, weshalb sie in ihrem Beruf als Lehrerin so unglücklich gewesen war, genau damit zusammenhing.

Ihre ersten Jahre als Realschullehrerin fielen in die siebziger Jahre. Sie hatte den Wandel der Zeit in die gesellschaftsbesessene Ära nicht mitvollzogen. An der Universität hatte sie bei den alten Größen gehört, der Muff unter den Talaren hatte sie nicht interessiert. Sehr jung noch, hatte sie die Universität schon wieder verlassen: Das Studium der Realschullehrerin ist kurz, sie hatte auch kein Semester zusätzlich gemacht.

Für sie war alles dann ein Sturz geworden, kein Wandel. Und sie fiel hart auf. Die Realschule in der Großstadt, in der sie damals wohnten, lag in keinem guten Viertel. Ihre Schülerinnen und Schüler waren vorwiegend Arbeiterkinder, die sich für alles Mögliche interessierten, aber nicht so sehr für Literatur. Und schon gar nicht dafür, was daran heilig sei. Der Leiter der Schule war ein noch junger Mann. Er kam in Jeans zur Schule und nannte die Schüler seine Kumpel. Das Neue, das Unerhörte lag in der Luft. Der große Aufbruch. Wo hatte sie denn bloß gelebt? Etwas vom Glanz der neuen Gesellschaft, vom neuen Menschen erfüllte auch die Menschen im Westen. Es gab neue Zauberworte: Kritische Theorie. Davon hatte man ihr an der Universität nichts erzählt. Sie hatte über das Plusquamperfekt in der Prosa Jean Pauls und über die epische Integration in den Romanen Goethes nachdenken dürfen. Was sollte sie diesen Kindern davon hier erzählen? Zu ihrem Studium hatte nie ein Schulpraktikum gehört. Der Ton der Schüler klang in ihren Ohren wie Hohn. Die nahmen sie nicht ernst. Die Eltern nahmen sie auch nicht ernst. Am sogenannten Elternsprechtag sagte eine Mutter, deren Tochter sitzenzubleiben drohte, zu ihr: "Nun geben Sie ihr doch noch eine Vier. Versetzen Sie sich doch mal in die Rolle so junger Leute. Das ist doch bei Ihnen schließlich noch wirklich nicht lange her." Wenn sie es recht bedachte, sah sie kindlicher aus als manche ihrer Schülerinnen in der zehnten Klasse, die demnächst ins Berufsleben gehen wollten. Die Kollegen nahmen sie schon gar nicht ernst. Als sie einmal eine Plauderei im Lehrerzimmer wegen einer dringenden Frage unterbrach, brüllte sie der Kollege an wie ein Kind, das man immer schon angebrüllt hatte. Das Kollegium bestand fast ausschließlich aus älteren Männern. In letzter Zeit waren ein paar junge Frauen dazugekommen, die alle den jungen Schulleiter umschwärmten. Die alten Männer waren die absoluten Patriarchen, dazu gekränkt in ihrer Eitelkeit wegen des jungen Schulleiters. Von einer neuen Zeit wollten sie nichts wissen. Wie sich die Schüler anzogen! Das war die Zeit des Sittenverfalls. Und diese langen Haare bei den Jungen, Die laute Musik, die die dauernd hören wollten. Und die Schule machte sich wieder zum Affen der Gesellschaft. Antiautoritäre Erziehung! Neulich hatte man lesen können, daß Lehrer mit ihren Schülern ein gesellschaftliches Experiment durchgeführt hatten. Sie hatten die Schüler auf der Straße parkende Autos anmalen lassen. Was für ein Experiment sollte das sein? Das war Sachbeschädigung! Und wer war Mao? Ein Verbrecher war das. Ihr war diese Art von Schule fremd. Sie wusste nicht, was sie diesen Schülern beibringen sollte. Man hatte sie in eine Zeitmaschine gesetzt. An der Universität hatte sie noch in einem anderen Jahrhundert gelebt, und war in

einem viel späteren angekommen, für das sie wieder mal nicht gerüstet war. Sie war auch immer eine Unzeitgemäße gewesen, damals schon und heute wieder. Sie hasste die selbstherrlichen dummen alten Männer. Aber sie fühlte sich auch völlig unbehaglich bei den jungen, auf andere Art selbstherrlichen Kollegen. Sie gehörte nirgends hin. Zaghafte begann sie eine neue Art von Studium, das der Praxis. Sie arbeitete die Lesebücher durch, die Jugendbücher, sie arbeitete sich ins Sprachlabor ein und lernte Dinge, die sie an der Universität nicht mehr hatte lernen können. Sie erfuhr jetzt, aus den Schulbüchern, daß Literatur ein soziales Phänomen sei. Das hätte sie auch früher schon zugegeben, aber jetzt gehorchte diese Aussage einer anderen Definition, als sie ihr gegeben hätte. Denn nun kam es in erster Linie darauf an, den Ideologiekarakter jeglicher Literatur zu entlarven. Wie ein Agent musste die Literatur enttarnt werden. Wen interessierten da Probleme epischer Integration im "Wilhelm Meister"? Jetzt galt es erst einmal klarzustellen, daß Goethe einer bürgerlichen Ideologie huldigte. Sie hatte ja schon früher Leute den alten Geheimrat als Fürstenknecht beschimpfen hören, aber den Ideologieverdacht fand sie viel aufregender. Die Sprache musste ebenso enttarnt werden. Humboldt, Herder, alles vergessen. Kein Geraune mehr von der Urpoesie der Völker. Jetzt galt es endlich die Sprache als Mittel von Herrschaft und Manipulation zu analysieren. Überhaupt wurde alles erweitert. Sie glaubte jetzt mehr zu lernen, als sie jemals an der Universität gelernt hatte. Sie untersuchte "restringierte" und "elaborierte Codes", sie las gebannt von "Defizit-" und "kompensatorischen Modellen". Der Literaturbegriff wurde auf wundersame Weise erweitert, da nun Gebrauchstexte aller Art einbezogen wurden, Trivilliteratur, ja selbst Schlagertexte waren einer Untersuchung würdig. Sie besprach in einer siebten Klasse den Schlager "Bangla Desh":

Die Geschichte von Bangla - Desh klingt unglaublich,
 doch sie ist echt. Wir alle waren Zeugen, wir sahen
 hilflos an, was der Hunger und der Haß aus Menschen
 machen kann, und konnten schweigen.

Eine andere Strophe lautete:

Doch unser Leben geht weiter wie bisher.
 Die Studenten protestieren längst nicht mehr.
 Und täglich wächst die Zahl von jenen, die sich

die Nadel in die Venen jagen, als letzte Möglichkeit, dies zu ertragen.

Sie erinnerte sich nicht mehr an die Melodie. Sie hatte einen Fragenkatalog zu diesem Text für ihre Schüler entworfen. Einige Fragen hatte sie behalten. Nicht von damals, sondern seit sie sie auf dem vergilbten Zettel, den sie beim Umzug fand, wieder gelesen hatte: 1. Fühlst du dich durch dieses Lied angesprochen? 2. Würdest du dich durch solche Lieder zu einer Initiative (Hilfeleistung, Spenden, Demonstration) anregen lassen? 3. Glaubst du, daß der Zuhörer überhaupt auf den Text achtet oder daß er sich nur von der Musik berieseln lässt? 4. Was hältst du ganz allgemein von solchen Protesten in Liedform? Sie erinnerte sich nicht mehr, wie sie diesen Fragebogen jemals ausgewertet hatte. Wo nur, fragte sie sich in der Rückschau, hatte denn das ganze Unglück gelegen? Sie war allem immer nur hinterhergerannt. War sie nicht wirklich überzeugt gewesen von dem, was sie tat? Sie hatte auf jeden Fall immer geglaubt, es fundamental falsch zu machen. Sie wollte dann auch nicht immer nur die Literatur auf ihre Funktion hin untersuchen. Jedes zweite Wort in den Lehrbüchern war die gesellschaftliche Wirklichkeit. Oh, nicht, daß sie die unterschätzte. Sie war dem Einfluss dieser gesellschaftlichen Wirklichkeit ja tagtäglich ausgesetzt. Sie konnte auch schlecht in Frage stellen, daß sie ihre Schüler durch alles, was sie ihnen vermittelte, zum "sozialen Handeln" anleiten sollte. Aber sie fühlte so oft eine seltsame Leere. Sie erlebte die Schüler als aufsässig und schutzbedürftig zugleich. Nie wusste sie, wie sie ihnen wirklich begegnen sollte. Obwohl sie jünger war als die meisten Kollegen, fühlte sie sich als altmodisch. Sie entwickelte keine Initiativen für Neuerungen, keine Ideen. Es war ihr selbst alles so neu, daß sie das alles erst verarbeiten musste. Manchmal erlebte sie, daß sie mit ohnmächtigem Zorn auf den Ideenreichtum ihrer Kolleginnen reagierte, die darin immer die Unterstützung des Schulleiters bekamen und immer mehr Unruhe in den unruhigen Schulalltag brachten. Einmal fand sie alle Tische und Bänke aus ihrer Klasse ausgeräumt. Sie unterrichtete in dem Raum eine zehnte Klasse in Deutsch.

Das Mobiliar war durch ein Matratzenlager ersetzt worden. Es handelte sich um ein Experiment, das die Lehrerin für Sozialkunde angeordnet hatte. Die Schüler und Schülerinnen lagen albernd oder träge auf den Matratzen herum und fanden ihre

Schreckreaktion lustig. Niemand hatte sie informiert, die Matratzen blieben vierzehn Tage lang. Seit der neunten Klasse hatte sie mit diesen Schülern versucht, verschiedene Epochen der Literatur aufzuarbeiten. Das konnte nur in Ansätzen geschehen, aber wie sollte sie es jetzt, unter diesen Bedingungen versuchen? Sie hatte ihnen in die Hefte diktieren wollen: DAS BAROCKE DIESSEITS: Die erschütternde Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges führte oft zum Drang, alle Lust des Diesseits auszukosten (carpe diem). Daran wollte sie weiterarbeiten. Sie fand es wichtig, daß die Schüler, mit denen sie gerade "Mutter Courage" von Brecht gelesen hatte, über den historischen Hintergrund dieses Stückes noch weitergehend informiert würden. Literatur als erweiterter Geschichtsunterricht, als verlebendigter Geschichtsunterricht. Die Wahrheit der Kunst erweist sich als geschichtliche Wahrheit. War das nicht ein Grundgedanke der Hermeneutik gewesen? Hatte ihr die Hermeneutik als glaubwürdiges Beispiel einer Ästhetik gegolten? Hermeneutik - das war von Hermes abgeleitet, dem Götterboten der Antike. So ein weiblicher Hermes hatte sie sein wollen, ein Vermittler göttlicher Wahrheiten, die sich natürlich immer in zeitlich-geschichtliche Gewänder hüllte. Eine Überbringerin dieser Götterbotschaften der Kunst. Und da räkelten sich diese Kinder auf den Matratzen und hatten nicht einmal eine ordentliche Schreibunterlage. Und ihr Carpe diem sah auch anders aus.

Aber das hatte sie ja mit ihnen diskutieren wollen, gerade das.

Plötzlich schrak sie auf. Eine tiefe Stille herrschte im Kircheninneren. Kirchenstille. Meeresstille Wann hatte die Orgelmusik aufgehört? Vor wie langer Zeit? Seit wann herrschte dieses Schweigen? Seit wann herrschte diese Kühle? Leute bewegten sich im Raum, in leichten, luftigen Sommerkleidern. Es war also immer noch warm draußen. Oder heiß. Es war immer noch dieser Augustnachmittag. Sie war immer noch hier. Niemand holte sie zurück dahin, woher sie gekommen war, auch ihre Erinnerung holte sie nicht wirklich zurück. Sie war nicht wirklich in der Klasse. Sie sah die Mädchen und Jungen von damals nicht vor sich. Kaum einen hätte sie beschreiben können. Es waren vage Bilder, undeutlich und verschwommen. Sie machte nur theoretische Ausflüge, ihre Erinnerung war auch nur ein theoretisches Konstrukt. Sie bemühte sich, sie zu retten, indem sie ihr Häuser baute, geistige Häuser, lichtdurchflutet und hell. Die Architektur ihrer Erkenntnisse sollte in diesen Häusern transparent werden. Es waren nur kleine Häuser, weil es nur geringe Erkenntnisse waren. Es war keine transparente Architektur, weil ihre Erkenntnisse nicht transparent waren, nicht lichtdurchflutet, nicht

hell. Die Häuser waren leer von Menschen und still. War denn nichts geblieben, wirklich nichts als ihr kleiner Traum vom kleinen Hermes? So wenig nur, so viel-nichts? In die Stille hinein sah sie Menschen, die sie nicht kannte, nicht gekannt hatte und nie kennen würde. Wozu auch neue Menschen, wenn sie die alten verloren hatte, alle verloren bis auf die vagen Déjà-Vu, die kamen und zerrannen. Ihr armseliges kleines leeres Erinnerungshaus, in dem keine Strukturen erkennbar waren, aber alle Fenster aus den Angeln waren und im Winde windig klapperten. Sie fühlte sich schwer werden, als sei sie in dem Haus ihres Geistes ein Geist geworden, kein Luftgeist, sondern ein schwerer grotesker Erdgeist. Aber sie wallte nicht über Geburt und Grab, sie fühlte sich schwer und schwerer, ein Kloß, ein Koloss. Ja, ein Kloß, rund wie der schwarze Punkt in ihrem Glaskörper, der wuchs und wuchs und wuchs. Auf der Empore begann ein Rücken und Klappern. Dann war der Organist also noch da. Gleich würde er an ihr vorbeikommen, dynamisch, bärtig. Er würde ihr zunicken, und sie würde es nicht sehen. Denn ihre Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Es war ihr unangenehm. Sie hielt die Lider starr und unbewegt, als würden die Tränen dann zurückfließen können. Das stehende Wasser, das sie hielt mit ihren starren Augen. Sie wollte so niemandem in die Augen schauen müssen. Also wieder den alten, den so vertrauten Gang, die wenigen Stufen hinauf. Den immer wieder letzten Gang, den Gang zu ihrem Kreuz. Zu dem Gitter, von dem sie plötzlich hoffte, es würde sich auftun und sie einschließen in seine filigrane Transparenz, der einzigen, die sie sah, durch die Spiralen hindurch ins ebenso, ins endgültig Unerklärliche. Sie lief die Gitter mit den Augen ab und befreite das Tränenwasser aus seinem Augengefängnis. Es lief an ihrem Gesicht herunter, und ohne daß sie es verhindern konnte, standen schon zwei neue Teiche da; Meeresstille. Ihr Blick, der verschleiert wässrige, blieb an dem Schwan hängen, an dem Fabeltier. Endlich war er in seinem Element. Schwimm, du schwarzer eiserner Schwan, schwimm in meinen Teichen, das Meer ist fern. Mein Wasser ist dein Element, mein salziges Wasser. Das Wasser der Schwere, das Wasser der Leere. Die Orgel hatte wieder angefangen zu spielen. Kein zartes Glockenspiel war es diesmal. Schwere volle Klänge, dunkel und lang und vielstimmig. Der Schwan, hatte sie nachgeschlagen, war bei der Geburt des Gottes anwesend, er trägt den Gott durch die Luft und kann durch seine Kraft weissagen. Weissagen. Das Weisse sagen. Die Weisheit verkünden. In christlicher Zeit wurde der Singschwan zum Sinnbild des in Todesnot rufenden Heilandes am Kreuz. Der Lichtgott Apollo und der todessüchtige Gott am Kreuz. Wie konnte sie die hier zusammen denken! Und wenn hundertmal der Schwan zwischen

ihnen schwamm, auf ihrem Tränensee vom Gitter zum Kreuz und vom Kreuz zum Gitter! Der Schwan fliegt nicht, keinen Gott trägt er durch die Luft. Das ist das leichte Element, das war nicht für ihren Schwan. Der blieb fein auf dem See und schwamm seine Bahn. Sie wusste es. Beide bildeten die Ufer ihres Sees, der Gott am Kreuz und der wahrsagende Lichtgott, der Gott des schönen Scheins, der Gott der Phantasie-Welt der Kunst. Hatte sie es nicht noch vor kurzem hier in dieser Kirche gelesen, als sie ihren Nietzsche mitgenommen hatte? Da war es Zarathustra gewesen, der mit ihr hier stand. Heute war es Apollo, der schöne Gott, der maßvolle Gott, der Gott der Selbsterkenntnis. Musste sie nicht seinen Geist erlehen? Denn war es nicht das, was sie schließlich wollte: das Erkenne-dich-selbst? Das hieß: Das Haus ihrer kleinen geistigen Zusammenhänge? Nein, es war doch etwas anderes. Wenn sie nur wüsste was. Vielleicht hatte es doch eher mit dem anderen zu tun, dem Todessüchtigen. Aber Erlösung, wenn es das war, was sie brauchte, dann doch vielleicht lieber die durch die Kunst. Sie hatte es ja auch bei Nietzsche gefunden, wiedergefunden, beim erstenmal hier in dieser Kirche: Er, der seiner Wurzel nach der "Scheinende", die Lichtgottheit ist, beherrschte auch den schönen Schein der Phantasie-Welt: "Die höhere Wahrheit, die Vollkommenheit dieser Zustände im Gegensatz zu der lückenhaft verständlichen Tageswirklichkeit, sodann das tiefe Bewusstsein von der in Schlaf und Traum heilenden Natur ist zugleich das symbolische Analogon der wahrsagenden Fähigkeit und überhaupt der Künste, durch die das Leben möglich und lebenswert gemacht wird." Nietzsche über die Kunst. Nietzsche über den Künstler: "Dem Göttlichen das Göttliche. Insofern aber das Subjekt Künstler ist, ist es bereits von seinem individuellen Willen erlöst und gleichsam Medium geworden, durch das hindurch das eine wahrhaft seiende Subjekt seine Erlösung im Scheine feiert." Das war doch ihr Glaubensbekenntnis gewesen: Der Künstler als das Medium des Weltwillens, des Dings an sich. Damals hatte sie erst Kant verstanden, im Medium von Schopenhauer, im Medium von Nietzsche. Aber nicht nur der Künstler war der Erlöste, auch der die Kunst Rezipierende feierte seine Erhebungen, genas durch seine "Erlösungen". Dieser auf dem Tränenteich schwimmende Schwan konnte also zwischen zwei Erlösungen wählen, zwischen Christus und Apollon? Sie war auch ein paar Umwege geschwommen. Nein, nicht so mühelos. Welches Element hatte sie getragen, den kleinen Hermes ohne Flügel? Die Lehre des Brechtschen Neinsagers, daß man nicht am Althergebrachten festhalten, sondern neue Wege und Lösungen durch Vernunft finden müsse, hatte sie nicht geglaubt. Die alte, überstrapazierte, zu Tode strapazierte Vernunft. Nichts hatte sie so

sehr überzeugt wie die "Dialektik der Aufklärung". Die immerhin hatte sie ja "studiert". Sie suchte ihr Heiliges. Nach sechs Jahren verließ sie die Realschule. Sie hatte sich an ein Gymnasium beworben und war angenommen worden. Allerdings durfte sie auch dort nur bis zur zehnten Klasse unterrichten. Deswegen hatte sie sich wieder an der Universität eingeschrieben, um in ihren Fächern das Staatsexamen nachzumachen.

Das war neben der vollen Stundenzahl und dem dreijährigen Kind eine große Belastung. Sie erinnerte sich aber ganz gerne an diese Zeit. Aber an was erinnerte sie sich denn? Auch hier waren es nur einzelne Gesichter, ein paar Szenen. Beim Einräumen ihres Schreibtisches hatte sie überlegt, ob sie die kleinen Erinnerungsstückchen aus dieser Zeit nicht endlich wegwerfen sollte. Sie hatte das nicht geschafft, vielmehr dagesessen und die kleinen Zettel und Briefe und Karten wieder und wieder gelesen. Als sie einmal in einer achten Klasse in Englisch die Entstehung der Magna Charta durchgenommen hatte, ein hübsches, historisch nicht ganz einwandfreies Lesebuchstück, bekam sie von der Klasse eine Rolle geschenkt, versiegelt. Sie musste sie aufbrechen und las darin: MAGNA CHARTA in verschnörkelter Schrift. Darunter: You must promise to be as funny as ever. You have to promise to be as good a teacher as ever. Sie seufzte. Nie begriffen die Schüler den Unterschied zwischen always und ever. Sie fragte sich, was das bedeuten mochte. War sie lustig gewesen? Sie erinnerte sich nur an eine stets müde, von Schlaflosigkeit schon fast gezeichnete Person. Sie erinnerte sich daran, immer abgehetzt gewesen zu sein. Nach Schulschluss musste sie die Tochter vom Kindergarten abholen, die immer etwas verstört wirkte und immer weinte, wenn sie sie morgens abgab. Sie hatte Saras wegen gelitten. Fast immer war sie selbst verheult in die Schule gekommen, die Gott sei Dank nur wenige Schritte vom Kindergarten entfernt lag. Sara war oft krank gewesen, und seit sie keine Kinderfrau mehr hatten, musste sie sich immer um jemanden bemühen, der eine stundenweise Pflege übernahm. Wieso war sie lustig gewesen? Es schien ihr grotesk. Sie unterrichtete jetzt an einem Mädchengymnasium, das ein etwas überaltertes, fast ausschließlich weibliches Kollegium hatte. Sie war auch hier wieder eine der jüngsten. Im Kollegium schaute man etwas auf sie herab. Eine Realschullehrerin, nun ja. Aber die Mädchen mochten sie, und sie mochte die Mädchen. Eine besonders gute Lehrerin konnte sie nicht gewesen sein. Ha, die englische Grammatik in "ihrer" Magna Charta! Aber nie hätte sie ihren Mädchen das gesagt. Bei aller Anstrengung, die ihr neues Leben für sie bedeutete - nie wäre sie auch wieder an die Realschule zurückgegangen. Die

altmodisch-staubige Schule passte zu ihr. Und wenn die Mädchen auch nicht gerade einem nostalgischen Bilderbuch entsprungen waren, sie hätte für sie ein Bilderbuch entwerfen können. Nach Jahren, als sie ihrem Mann in eine nicht weit entfernt liegende Provinzstadt gefolgt war, - auch damals schon - in der sie - dann bis zum letzten Umzug gewohnt hatten, schrieb ihr eine Klasse, eine neunte Klasse: Können Sie nicht wieder nachkommen, um uns zu unterrichten? Und alle hatten unterschrieben. Sie las die Namen, als sie ihre Schublade einräumte, noch einmal durch. Nur Schattengesichter. Ferne Namen. Diese Schule hatte sie geliebt. Die war aus der Zeit gefallen. In ihr war die Zeit stehengeblieben. Man gab sich freilich auch elitär und snobistisch. Einmal war sie von der schon alten Direktorin aus dem Unterricht gerufen worden. Sie überlegte auf dem Weg zum Zimmer der Direktorin, wer sich über sie beschwert haben könnte. Sie hatte auch am Morgen erst Klassenarbeitshefte eingereicht, die stets geforderten drei Exemplare einer guten, einer mittleren und einer schlechten Arbeit. Es waren Deutschaufsätze gewesen. Die Schülerinnen hatten das Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff "Kinder am Ufer" in eine Geschichte umschreiben müssen. Vielleicht war die Zensierung nicht plausibel gewesen. Aber es stellte sich heraus, daß die Direktorin von den Aufsätzen sehr angetan war und sich über manche Formulierungen der Schülerinnen sehr amüsiert hatte. Sie erkundigte sich dann nach den Studien. Wie ihr das Leben an der Universität gefalle, welche Seminare sie denn zurzeit belege. Sie erzählte der alten Dame nicht, daß sich nun alle an der Universität duzten, auch die Professoren die Studenten und umgekehrt. Sie erzählte ihr nicht, daß ihr Professor für Linguistik immer Löcher in seinem Pullover hatte und daß sie ihn verdächtigte, sie hineinzuschneiden, weil die Pullover viel zu neu für Löcher aussahen. Aber der "Gammel-look" war eben "in". Sie erzählte, daß sie ein Faust-Seminar belegt habe.

Da wurde die Entwicklung der Faust-Figur vom Volksbuch über Lessing und Klinger, Goethe und Thomas Mann bis Karl Valentin untersucht. Die Direktorin zeigte sich sehr interessiert. Sie habe, erzählte sie, schon einmal gehört, daß in einer zehnten Realschulklasse "Faust" gelesen worden sei. Da könnten ja nicht wiedergutzumachende Schäden fürs Leben entstehen. Ob das an ihrer früheren Realschule auch geschehen sei? Sie verneinte und beobachtete ein erleichtertes Aufatmen bei der Direktorin. Sie hatte das also schon öfter in ihrem Leben erlebt, diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, dieses Zeitmaschinengefühl. Aber an dieser Schule wäre sie gerne geblieben, auch als sich das Kollegium nach einigen Jahren entschloss, Koedukationsschule zu werden. Man sehe ein, hieß es auf einer Konferenz, dass man mit der Zeit gehen,

dass "man sich den Jungen öffnen müsse." Es habe sich schließlich so vieles geändert. Noch vor fünfzig Jahren hätten die potentiellen Schülerinnen zur Aufnahmeprüfung mit weißen Glacéhandschuhen kommen müssen. Und heute? Es gab nicht einmal mehr Aufnahmeprüfungen. Es war eine sehr wehmütige Konferenz gewesen, eine der letzten, die sie an dieser Schule mitmachte. Dann zog sie mit ihrer Familie in die Stadt, in der sie die beinahe längste Zeit ihres Lebens wohnen sollte, von der idyllischen Schuloase der Großstadt in die Provinzidylle, die keine werden sollte, sondern das starre Planquadrat eines geplanten Lebens. Schul- und Familienleben im Raster der inneren Stadt. Sie war angekommen damals, wie sie hier angekommen war, im richtigen Ort zur falschen Zeit. In der Stadt, in der sie zuletzt gelebt hatten, war sie am längsten zur Schule gegangen, als Lehrerin, als Studienrätin jetzt also; und auch die Schulzeit Saras hatte hier begonnen und war hier zu Ende gegangen. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes zur Schule gegangen, nicht nur als Lehrende, sondern als Lernende. Natürlich hatte sie auch ein bisschen das Spiel gespielt, das alle Lehrer spielen müssen. Sie hatte zwar nicht die Allwissende gespielt, diese Rolle lag ihr am wenigsten, aber sie hatte natürlich darauf gepocht, den größeren Überblick zu haben. Das stimmte meistens, aber das schützte nicht vor Enge und partikulärer Festgefahrenheit. Sie hatte die Schüler und Schülerinnen aus ihrer eigenen Unsicherheit heraus am Anfang zumindest als ungeheure Bedrohung empfunden. Sie erlebte ständig, daß sie gegen einen riesigen Widerstand unterrichtete. Es war, als wollten die Schüler einfach nichts von dem wissen, was ihr so wichtig erschien. Etwas Grundlegendes machte sie falsch, sie fühlte es. Sie war in eine Kleinstadt gekommen, aber anders als an der Mädchenschule in der Großstadt erlebte sie die Schüler hier als weitaus aufmüpfiger und desinteressierter. Sie unterrichtete nun auch zum erstenmal in der Oberstufe und fand die Schüler in gewisser Weise als viel erwachsener, als sie es selbst war, sicherer, entschlossener, abgeschlossener in ihren Ansichten, Urteilen und Plänen. Sie schienen durch nichts zu begeistern zu sein, alle Lesearbeit war ihnen lästig und überflüssig. Die auffällig Fleißigen schienen nicht um der Sache willen zu lernen, sondern weil sie einen erbitterten Kampf um ihre Noten kämpften. Kaum hatte sie eine Klausur zurückgegeben, stürzten die Schüler, ohne die langen Kommentare zur Note, die sie unter die Arbeiten gesetzt hatte, überhaupt gelesen zu haben, nach vorne und klagten oder beschwerten sich aggressiv, zu schlecht beurteilt worden zu sein. Sie "machte" mit den Schülern Sprachtheorie, das entsprach dem Geist der Zeit. Aber Basil Bernsteins soziokulturelle Determinanten des Lernens interessierten sie nicht.

Ihre Schüler waren zu einem großen Teil "aus gutem Hause"; sie spielten regelmäßig Tennis und kamen zu spät in die Kurse mit der Begründung, sie hätten verschlafen, weil die Party am gestrigen Abend zu lange gedauert habe. Breites Grinsen. Sie wusste, daß sie machtlos war. Briefe an die Eltern eines Schülers, der es allzu arg trieb, blieben unbeantwortet, bis sie eines Tages von ihrem Direktor eine Mitteilung erhielt, die Eltern des Schülers XY hätten sich über ihre Briefe beschwert und wünschten ein Gespräch im Beisein des Schulleiters. Der Vater des Schülers sei ein hoher Jurist, erklärte ihr der Schulleiter, die Eltern spielten schon jahrelang in einem renommierten Tennisverein, da müsse man sehr vorsichtig und diplomatisch vorgehen. Daß der Vater Jurist sei, habe sie gewusst, aber sie könne beim besten Willen nicht einsehen, was das mit dem Verhalten des Schülers zu tun habe. Sie finde es umso schlimmer, daß die Eltern offenbar das Verhalten ihres Sohnes deckten. Der Schulleiter war über sie entsetzt. Sie übersehe wohl ihre Lage nicht ganz. Die Eltern hätten sich auch darüber beschwert, daß sie den Schüler beleidigt habe. Ja, sie habe ihn wegen seines ständigen Zuspätkommens zur Rede gestellt. Aber an Beleidigungen könne sie sich nicht erinnern. Ein anderes Mal zitierte sie der Schulleiter zu sich, weil sie in einer elften Klasse eine unsittliche Lektüre lese. Ein Vater habe sich bei ihm beschwert, seine Tochter sei dieser Lektüre seelisch nicht gewachsen. Ob er, der Schulleiter, die Lektüre kenne, fragte sie zurück. Nein, aber sie müsse eine Klassenkonferenz einberufen für Eltern und Schüler, und er schicke eine Koordinatorin, die auch Englisch unterrichte, in diese Konferenz zur Kontrolle, da solle sie die didaktische Wahl der Lektüre vor allen rechtfertigen. Wenn das nicht überzeugend sei, müsse sie die Lektüre abbrechen. Es handelte sich um eine für die Schule bearbeitete verkürzte Ausgabe des Romans "The L-Shaped Room" von Lynn Reid Banks, und die meisten Schüler der Klasse zeigten ein gewisses Interesse an dem Stoff. Eine junge Frau war schwanger geworden, aber sie wollte den Vater ihres Kindes nicht heiraten. Ihre Eltern wandten sich von ihr ab. Sie überlegte nun, ob sie das Kind abtreiben solle, weil sie die finanziellen Schwierigkeiten, die organisatorischen Probleme kaum würde lösen können. In ihrem L-förmigen Zimmer erlebt sie eine einsame Leidenszeit. Der junge Schwarze, der ihr Nachbar ist und ihre Probleme durch die dünnen Wände zwangsläufig mit anhört, beginnt eine zarte Freundschaft mit ihr, die sie wieder Mut schöpfen und sich für das Leben, auch das Leben des Kindes entscheiden lässt. Also das war unmoralisch. Das konnte eine christlich erzogene Tochter aus gutem Haus nicht verkraften. Sie war in einer so tiefen verlogenen Provinz gelandet, die auch die Kinder

dieser Eltern spaltete. Die einen probten ein bisschen den verspäteten Aufstand - Nachwehen der Studentenbewegung. Die anderen waren verklemmt oder versnobt. Ha, was für bequeme Vereinfachungen. In ihrem Gefühl des Überfordertseins - und war sie nicht immer überfordert gewesen, nicht objektiv, aber gleichsam als Wesensmerkmal? - erlag sie nur zu leicht der Faszination der einfachen Klassifizierungen, der einfachen Lösungen. Sie war diesem Beruf nicht gewachsen. Sie wollte eine hermetisch abgeschlossene Lernatmosphäre, interessierte Schüler, mit denen sie die Kunst erschließen könnte, die neuen Erkenntnisse der Zeit diskutieren könnte. Aber sie stieß überall auf Widerstand. In dem "Sprachsemester" - Semester nannte man die Kurs-halbjahre ja jetzt! -versuchte sie, Literatur nach sprachlichen Kriterien zu erschließen. Man studierte - studierte! - Sachtexte zur Sozio-linguistik, pragmatischen Linguistik, und gemeinsam mit den Schülern versuchte sie, dieses theoretische Wissen nun an literarischen Texten umzusetzen. Kurzgeschichten wurden so analysiert. Und sie las den "Woyzeck", indem sie auch die verschiedenen Sprachverhalten der dramatischen Personen analysierte. Dann gab es eine Schlussbesprechung des Dramas, und am Ende der Stunde, als sie noch das Thema der Stunde ins Kursheft schrieb, segelte an ihrem Kopf vorbei das Reclam-Exemplar des "Woyzeck" in den Papierkorb der Klasse. Der Schüler hatte nicht gezielt, das Heftchen klatschte auf dem Boden auf, und sie sah den wild gestikulierenden und triumphierenden Schüler, der einen Sieg über Bücher, einen Sieg über das Analysieren und einen Sieg über die Lehrerin gefeiert hatte. Sie sagte nicht: Heben Sie das Heft wieder auf. Sie verließ die Klasse. Sie verließ die Klasse als Besiegte. Sie fühlte sich immer als diejenige, die versagt hatte. Sie konnte noch so gut vorbereitet sein, es half nichts. Im Gegenteil, das machte alles noch schlimmer. Sie war eine Besessene, eine Eiferin, eine Missionarin ihrer wenigen Erkenntnisse. Und doch wusste sie ja, daß sie nicht vermitteln konnte. Daß sie dastand mit leeren Händen. Daß sie nichts hatte, als ihre eigene unvollkommene Liebe zur Literatur, ob sie sie biografisch, strukturell, soziologisch oder wie auch immer interpretierte. Vielleicht sollte sie gar nicht mehr "interpretieren"? Aber sie konnte auf der Oberstufe des Gymnasiums keine Vorlesestunden abhalten. Fragte man die Schüler, was sie denn gerne einmal lesen wollten, äußerten sie keine Wünsche. Wie sollten sie auch, wenn sie sich nicht für Literatur interessierten. Aber das, was man ihnen vorsetzte, war schon deshalb schlecht, weil es aufgezwungen war. Sie lasen die Kursankündigungen, die wie in den Universitäten am Schwarzen Brett hingen und nach Lern-

zielen, Verlaufsplanung, Lernzielkontrollen und Unterrichtsmaterial sorgfältig gegliedert und sehr wissenschaftlich formuliert waren, kaum, weil sie nach Lehrern wählten. Nicht für die Schule, für den Lehrer lernen wir. Nein, das stimmte auch nicht mehr, das wäre ja noch fast schön gewesen, der Lehrer als begeisternde Muse - nur für die Zensuren, die Punkte, lernten sie. Und sie wählten den Lehrer, wenn das System es irgend zuließ, der die besten Noten für die geringste Leistung gab. Das System wollte es so, das System war auf Stromlinienförmigkeit angelegt, schmal und möglichst effektiv. Aber nicht effektiv im Sinne eines größeren Erkenntniszuwachses, einer größeren Lernfähigkeit, einer größeren Befähigung zu Zusammenarbeit. Sie fing an, sich selbst, in ihrer "Eigenschaft" als Lehrende, zu hassen. Sie begann zu leiden und ihren Schulalltag als Qual zu empfinden. Es wurde ein Überlebenstraining, wie sie es ähnlich schon an der Realschule, aber aus anderen Gründen, erlebt hatte. Sollte sie gegen das System schwimmen, auf Disziplin pochen, wenn alle nur dem äußeren Scheine nach auf Disziplin beharrten, sie aber den Schülern nicht mehr abverlangten? Sie hörte auf den Konferenzen, wie wichtig den Kollegen die Erledigung der Hausaufgaben sei, und sie hörte von den Schülern, daß kaum ein Kollege Hausarbeiten kontrolliere. Sie hörte auf, mit den Schülern Kommunikationsmodelle zu pauken. Die Linguistik und ihre Erkenntnisse waren sicher sehr wichtig - wirklich? -, aber das war alles sehr abstrakt. Sie wollte näher an die Interessen der Schüler und Schülerinnen heran, an die Rudimente von Interessen geistiger Art oder was immer für Interessen sie hatten. Sie wollte aufhören, nur Angst vor den Schülern zu haben. Sie bekam einen kleinen Grundkurs in Deutsch, mit denen wollte sie "Mythos und Utopie in literarischen Texten" erarbeiten.

Sie blickte wieder zum Schwan hinüber. Damals, dachte sie, habe ich mich wieder auf deinen Rücken gesetzt, und auf dem Tränenmeer, das ich damals geweint hatte, sind wir beide fortgeschwommen, und du hast mich getragen. Wenn du nicht gekommen wärest, weissagender Schwan des kunstliebenden Gottes, was wäre aus mir geworden. Ich war immer eine Unzeitgemäße, und mein Spiel mit der Linguistik, dem Strukturalismus, mit allen -ismen, ist doch nur ein Spiel geblieben. Es hat mich der Literatur nicht nähergebracht, es hat sie mir nicht so wesentlich tiefer erschlossen. Noch immer nichts abgeklärt, obgleich doch die These lange begraben war, daß Literatur ewige, überzeitliche Wahrheiten verkünde. Sie las die rückwärtsgewandten romantischen Utopien. In den frühen siebziger Jahren hatte sie das Kultbuch gelesen, das alle lasen. Es hieß: "Novalis: Die Phantasie an die Macht". In der Formulierung

hatte sie das nie bei Novalis finden können, aber es entsprach natürlich dem frühromantischen Geist. Novalis hatte ja den Dichter zum Erlöser erhoben, und da hatte sie es wieder - ihr Kunstheiliges. Der Dichter als Staatsmann, das war Novalis' Vision gewesen. Das zwanzigste Jahrhundert hatte sie sogar einmal in der Person des Vaclav Havel eingelöst. Aber so sehr sie Havel auch bewunderte, als Staatsmann, als politischen Menschen fast mehr als als Dichter - war es die Erlösung? Wenigstens für sein Land? Aber hier dachte sie wohl zu plattpragmatisch. Und die Anstrengung, das Schöne zu erfassen, das Schöne zu genießen, diese schöne Anstrengung, war sie nicht selbst die Erlösung gewesen? Auf deinem Rücken getragen zu sein, war doch fast einer Erlösung nahegekommen, du schönes Fabeltier du, mein wahrsagender Schwan. Es war so kalt in der Kirche! In der Kälte dieser Kirche würde es auch keine Erlösung geben, nicht von ihren Kunst-, nicht von ihren Glaubens-, nicht von ihren Liebeszweifeln. Die Kälte der Kirche begann in sie zu kriechen, so daß sie sich fast in ihre Strickjacke einwickelte.

Auch diesmal zählte sie die Besucher nicht. Sie wurde zur Schwindlerin in diesem Raum, und kein Kreuz, keine Orgelmusik konnte sie davon abhalten. Ach, wenn sie nur mit den Zahlen geschwindelt hätte!

Mit einem anderen Deutschkurs hatte sie, diesmal doch auf deren Wunsch, weil sie "etwas von Hesse" lesen wollten, "Demian" gelesen. Sie wollte den Mythos ihrer Kindheit noch einmal erleben. Das war auch immer gefährlich, wenn man mit Schülern etwas las, was einen sehr anging. Es steigerte die Verletzlichkeit. Aber für die Schüler und Schülerinnen der zwölften Jahrgangsstufe erwies sich der Demian als schwer. Sie verstanden ihn nicht recht. Sie kopierte Nietzsche für die Schüler, aus "Jenseits von Gut und Böse". Sie erzählte vom "Übermenschen". War Demian so ein "Übermensch"? Er verehrte den Gott Abraxas. Sie zog für ihre Schüler Abraxas-Gemmen ab, versuchte ihnen diese gnostische Gottheit, die Gut und Böse in sich vereinigte, etwas näherzubringen. Demian hat fast alle Eigenschaften dieses gnostischen Gottes. Sie sah sich wieder am Küchentisch sitzen, sah sich den Pinsel ins Wasserglas tauchen und das Gesicht Hermann Hesses abmalen. In diesem Gesicht hatte sie auch etwas von diesem Gott gesehen, dessen Geheimnis sie auf diese kindliche Weise auf die Spur zu kommen versuchte, das Kind hatte Hesse zugleich vergöttlicht und dämonisiert. Sollte sie ihren Schülern diese Episode erzählen? Ein paarmal war sie in Versuchung, es zu tun. Aber sie konnte es nicht. Nicht, weil sie ihren Schülern so misstraut hätte. Nicht, daß sie befürchtet hätte, die fielen gleich über sie her mit

Hohn und Spott. Sie selbst war mit dieser Geschichte noch nicht fertig, nur wusste sie nicht, warum. Sie hätte sie ohne Distanz erzählen müssen, ohne Pointe. Sie fühlte, daß das nicht ging. Also schwieg sie. Zum Schluss ergab sich, daß die Schüler von der Figur Demians eher abgestoßen waren. Wohin hatte ihn sein "Übermenschentum", sein Heroismus geführt? Sein Übermenschentum hatte ihn zum Glauben verführt, der kommende Weltkrieg sei die Zeitenwende und die Stunde der Geburt des Übermenschen. Denn der Krieg vernichtet den Herdenmenschen, der noch halb Tier ist und die höchste Stufe des Menschseins nicht erreichen wird. Die Schüler sind eher angeekelt. Aber der Krieg vernichtet auch den "Ausnahmemenschen". Schließlich, Demian stirbt im Krieg, davon sind alle überzeugt. Und ob Sinclair, der Freund, der kleine Hölderlin-Demian-Adept überlebt, steht noch in den Sternen. Also ist Überleben das wichtigste? Für solche Ziele seien sie nicht zu Opfern bereit, schon gar nicht bereit, das Leben zu opfern. Sie fragt nicht nach, ob es denn überhaupt Ziele gäbe, für die sie ihr Leben opfern würden. Seltsam zufrieden, getröstet, im Einklang mit sich selbst, verlässt sie den Klassenraum. Du schönes Fabeltier, du schwarzer Schwan des lichten Gottes, des Kunstgottes, dich habe ich verloren. Ich werde nie mehr so aus einem Klassenraum gehen, ich werde niemals mehr dem Wesen der Kunst, den Verführungen der Nichtkunst, den Kunstbegeisterten und den Kunstverächtern, ich werde ihnen niemals wieder so nahe sein. Ich habe es verloren, ich habe das alles verloren. Die Kunst und mein Aktionsraum für Kunst ist nur noch mein Erinnerungsmuseum, wie diese Kirche nur noch ein Museum ist einer toten Religion, die zur bloßen Theologie geworden ist, Lehre, nicht Andacht, Wissenschaft, nicht Mythos. Hier bin ich richtig, hier kann ich in dieser Augusthitze erfrieren, hier werde ich auf immer erstarren, in diesen Spiralen werde ich mich winden, schwarz und eisern, alle Wesen werden zusammenschmelzen, das Einhorn, der Schwan, sie alle werden in den weiblichen Grotesken zusammenschmelzen. Hier bin ich angekommen, endlich am richtigen Ort und zur richtigen Zeit. Diese Kirche ist der Ort meiner Kälte, meiner Erstarrung, meiner Irrtümer und meiner Wunden. Sie hat ausgedient wie ich. Hat sie nicht gleich willkommen gerufen, als ich sie das erste Mal betrat? Hat nicht die Orgel deswegen so brausend gejubelt, weil sie mich in diesem musealen Schloss willkommen heißen wollte? Schaut sie nicht deshalb schwarz und ockern auf mich herab, weil ihre dunkle Wucht mich kalt umfängt: Willkommen im Schoß der Vergangenheit. Sei mit uns eine Vergangene. Deine schiefe Träne hast du geweint; aber damit die schiefe Perle, die barocke schöne schiefe Perle perlmuttern daraus reift, musst du vergangen sein. Und du bist es schon. Nichts wird

dich erlösen, nicht die Liebe, nicht die Kunst, Denk an das Einhorn, denk an den Schwan. Das Einhorn ist nur zum Betrügen gut. Hast du vergessen? Diese kleine Fabel oder beinahe-Fabel von Thurber: Das Einhorn im Garten. Die Phantasie an die Macht, damit du der Sieger bleibst im Kampf, damit du triumphierst über die Prosaischen, die dir das Leben schwer machen. Ach nein, sie erinnerte sich doch nicht mehr genau genug an diese kleine Fabel. Jedenfalls hatte ein Mann seiner Frau erzählt, er habe ein Einhorn im Garten gesehen, und mehrmals störte er sie im Schlaf, um ihr zu erzählen, was das Einhorn alles tue, bis sie schließlich den Psychiater rief, um ihren Mann ins Irrenhaus bringen zu lassen. Aber bei der Befragung durch den Psychiater wusste er von keinem Einhorn, und so landete die Frau im Irrenhaus. Flüchtig und wie liebkosend fuhr sie mit der Hand über das schöne kunstvolle Gitter, als streichele sie Einhorn und Schwan. Nur vor den weiblichen Grotesken zuckten ihre Hände zurück. In der Seitenkapelle lag das Besucherbuch aufgeschlagen, und sie trug eine Zahl ein. Ebenso die Uhrzeit. Wie immer hatte sie drei Stunden in der Kirche verbracht. Der Organist war längst gegangen. Sie schloss die Kirchentür hinter sich.

Interludium 3

Der August näherte sich seinem Ende, aber es blieb heiß. Ihre wöchentlichen touristischen Serviceleistungen in der Kirche blieben ihre einzige Abwechslung, ihre einzige Aufgabe in der neuen Stadt. Das Geschirr war in alle Schränke geräumt, die Möbel standen alle an ihrem Platz, die Kleider befanden sich in den Schränken. Sie hatte wenige Bilder aufgehängt. Sie wusste, wo sie ihre Einkäufe erledigen konnte. Ihr Mann war sehr beschäftigt; sie sahen sich kurz zum Mittagessen, und dann erst wieder am Abend. Er zog sich oft noch in sein Arbeitszimmer zurück, um Dinge zu erledigen. Das war nicht so neu. Neu war lediglich, daß auch sie sonst in ihr Arbeitszimmer gegangen war, um Klausuren oder die Klassenarbeiten der Mittelstufe zu korrigieren. Manchmal hatte sie so gegessen bis nach Mitternacht, erschöpft und aufgewühlt zugleich. Die Erschöpfung war noch am nächsten Morgen fühlbar gewesen, und sie hatte im Laufe der Jahre gespürt, daß sie der nervlichen Anspannung eines Schulvormittags nicht

mehr so gut gewachsen war. Es gab nie einen Moment des Abtauchens, keine Akte, hinter der man kurz verschwinden konnte, keine Pause, in der man sich zurückziehen konnte. Entweder musste sie zwischen den verschiedenen Schulgebäuden hin- und herlaufen, immer in der Angst, das Klingelzeichen zu versäumen, oder sie konnte sich im Lehrerzimmer aufhalten, und das bedeutete, mit den am Tisch sitzenden Kollegen in eine Unterhaltung einzutreten. Den ganzen Vormittag war sie so unablässig auf andere Menschen konzentriert, im Unterricht freilich doppelt, denn da musste sie zugleich auf den Stoff konzentriert sein, der zu vermitteln war. Sie musste die Schüleraktivitäten, die Antworten der Schüler immer auf den Stoff beziehen, in das zu Vermittelnde integrieren, es für das zu Lehrende fruchtbar machen. Manchmal führte das zu überraschenden Erkenntnissen auch für sie. Manchmal sagte sie das den Schülern, wenn sie ein gutes, ein vertrautes Verhältnis mit dem Kurs entwickelt hatte. Die besten Stunden waren immer die gewesen, in denen sie nicht ihre "perfekte" Vorbereitung darlegte, sondern in denen sie mit den Schülern etwas, was sie vorher in großen Zügen als Erkenntnisziel vorstrukturiert hatte, erarbeitete, das durch die Beiträge der Schüler, durch das Versuch-und Irrtum-Verfahren langsam die eigentliche Struktur erhielt und als Erarbeitetes für alle neu gewonnen entstanden war. Dann, nach solchen Stunden, ging auch sie wie eine Beschenkte aus dem Klassenzimmer, versöhnt mit ihrem heruntergekommenen Beruf, versöhnt mit ihrem eigenen Heruntergekommenem. Sie hatte das jetzt alles nicht mehr, nicht mehr die Sternstunden, nicht mehr die Leerstunden, nicht mehr die Hölle und nicht mehr den Himmel ihres Berufes. Sie hatte ihn überhaupt nicht mehr, und sie wusste, daß sie ihn nie wieder ausüben würde. Sie hatte auch jetzt nicht einmal die Leerstunden; denn die waren die Stunden gewesen, in denen sie sich vor den Schülern abgemüht hatte, und es war kein Funke übersprungen. Es war nichts, gar nichts zu machen gewesen, und es musste auch immer an ihr gelegen haben. Es war dann kein Funke in ihr gewesen, der hätte überspringen können. War sie in den letzten Jahren immer mehr so verlöscht? Sie wusste es nicht. Es hatte bis zuletzt solche Stunden gegeben, in denen etwas spürbar war von einem gemeinsamen Getragensein im Geistigen, in denen sie auch ihre Schüler bewundern konnte, daß sie gegen Klingelzeichen und trister Umgebung, gegen Fächerfülle und Zensuredruck, gegen Lehrerwiderstände und Müdigkeit, gegen allgemeine modische Schulverdrossenheit und auf Erfahrung sich gründenden Schulhass zu solcher Mitarbeit fähig und bereit waren. Es war nicht so oft geschehen, aber sie

hatte es immer wieder erlebt, je weniger verbissen sie sich zum Sachwalter der schulischen Ordnung gemacht hatte, je mehr sie fähig und willens war, das Klassenzimmer zum Ort des Geistigen werden zu lassen - gegen die Strukturen. Es war fast nicht zu schaffen gewesen, und es war ein Traum geworden. Ein Sehnsuchtsziel, ihre kleine Utopie, ihr einziger, ihr schmerzlicher, ihr heiliger Ort. Was Utopieverlust war, wusste sie erst jetzt. Aber wieso Verlust? Endlich begriff sie das Wort in seiner Bedeutung. Kein Ort mehr. Ihr Arbeitszimmer, das erste geräumige, das sie besaß und überhaupt je besessen hatte - alles war Notbehelf gewesen vorher - sah seltsam schön und leer aus. Noch immer lagen stapelweise die Hefter in den Regalen, die gesammelte Unordnung, das Leben als Loseblattsammlung. Wann würde sie es zu ordnen anfangen? Nicht das Leben, das ganze Material. Das Material als das Leben. Nie umgekehrt. Die Sonne glitzerte auf dem Schreibtisch, schöne Vormittagssonne. Der Schreibtisch aufgeräumt. Sie hatte immer in dieser Scheinordnung gelebt. Alles verstaut, in Hefter gepackt, in Schubladen verstaut. Alles aufgeschichtet. Darin, darunter das Chaos. Die äußere Ordnung war immer eine Notwendigkeit gewesen, nicht nur wegen des häufig mangelnden Platzes, sondern vor allem wegen der inneren Hektik. Das äußerlich Wohlgeordnete wurde zum Raster der Orientierung. Auch damals musste in ihren Rastern ein störender schwarzer Punkt getanzt haben, wie jetzt der Punkt in ihrem Augengeraster. Sie hatte ihn nur nicht so klar wahrgenommen wie jetzt. Es war auch ein anderer Punkt gewesen, natürlich. Ihr Blick fiel auf das Foto der Tochter auf dem Schreibtisch. Früher hatte dort nie ein Foto gestanden. Es hätte auch nur gestört. Die Hefte der Schüler dort auszubreiten, hatte absoluten Vorrang gehabt. Auch auf dem Glas des Fotos spielte das Licht. Das jugendlich schöne Gesicht Saras bekam etwas Madonnenhaftes. Sie wandte sich ab. Im Garten legte sie die Gnosis-Anthologie auf den Holztisch und las: "Exegese über die Seele". Sie las eine Weile, hielt dann inne und sah auf. Der Garten lag wie immer, seit sie ihn kannte, die grüne Wand, die zur Straße abschirmte, der Verkehr, der dahinter ihr Sinnbild der Bewegung war. Die Wand war nicht so dicht, daß sie etwa nichts sah. Sie konnte jedes Auto verfolgen, wenn sie wollte, eine Statistik der Farben erarbeiten, eine Statistik der Typen, Dazu hätte sie die freilich erst einmal lernen müssen, aber vielleicht sollte sie damit beginnen. Es wäre sicher sinnvoller, als die "Exegese über die Seele" zu lesen. Man konnte nicht am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts leben und einen Audi nicht von einem Ford unterscheiden können. In ihrer unmittelbaren Umgebung gab es jetzt vier Atomkraftwerke, und sie kannte nicht einmal die Autotypen. In ihrer unmittelbaren Umgebung

gab es eine riesige chemische Fabrik, und sie erinnerte sich an kein einziges chemisches Element aus dem Periodensystem der Elemente. In ihrer unmittelbaren Umgebung gab es einen großen bedeutenden Flugzeughersteller, und sie kannte kein einziges physikalisches Gesetz. Oder doch eins? Geschwindigkeit ist Weg durch Zeit? So ähnlich? Sie hatte keine Lust, von ihrem Holzstuhl aufzustehen und ein Lexikon zu befragen. Im ehemaligen Jugoslawien wütete der Krieg. Was für ethnische Gruppen, die sich nun gegenseitig auszurotten versuchten, gab es denn da? Würde sie es befürworten, wenn die UNO-Soldaten nicht nur präsent sein würden, sondern kämpfen dürften? Niemand fragte sie. Das würde nicht durch eine demokratische Wahl entschieden. Ein leichter Wind verschlug ihre Seite. Ein Gedicht oder etwas Ähnliches. Während der Punkt vor ihrem Auge tanzte, las sie ein paar Zeilen, aus dem Text heraus: Der du tanzt, erkenne, was ich tue, weil dein ist dieses Leiden des Menschen, das ich leiden muss.

Sie blätterte zurück. "Tanzlied Christi" las sie. Wozu lese ich das alles? Ein Auto hielt an der Ampel. Laute Musik drang zu ihr herüber. Ich werde nie leben, dachte sie. Ich werde auch kein Ersatzleben leben in meinen Geistwelten, die nur unkoordinierte Suchwelten sind. Worum ringe ich? Ringe ich überhaupt? Das Auto fuhr an, die Musik wurde allmählich leiser. Ich habe mein Moratorium, dachte sie, meine Warteschleife. Ich kenne kein einziges physikalisches Gesetz, aber das muss man auch nicht kennen. Man kann trotzdem ein Flugzeug benutzen. Und ich sitze in so einem Flugzeug, das nicht landen kann, es fliegt seine Warteschleife, immer immer wieder. An Bord gibt es nicht viel zu tun. Nicht viele Möglichkeiten. Vor allem nicht die eine. Ich kann nicht aussteigen. Erst nach der Landung. Es ist ein seltsames Gefühl in der Luft, schwebend, schwebend. Es ist ein seltsames Gefühl, nicht zu wissen, wann die Landung sein wird. Es ist noch seltsamer, daß man nie weiß, wie die Landung sein wird. Immer träumt man von einer weichen Landung, und die Passagiere im Flugzeug klatschen wie im Theater. Applaus, Applaus, Vorhang zu, das Stück ist aus. Moratorium. Morituri. Sie hörte das Klicken der Gartenpforte. Obgleich der Briefträger, hätte er nur zur Seite gesehen, sie auf der Terrasse hätte bemerken können, rannte er fast den Gartenweg auf die Haustür zu und ebenso schnell wieder zum Tor hinaus. Sie stand nicht auf. Die Post hatte Zeit. Alle Botschaften hatten Zeit, weil die eine, die Kaiserliche Botschaft, auch sie nicht erreichen würde. Sie stand nun doch auf, holte die Post aus dem Briefkasten. Es war eine Handwerkerrechnung und ein Reklamebrief der Norddeutschen

Klassenlotterie. Was man verloren hatte, musste man vernichten. Das war kein Paradoxon, es war der Versuch einer Strategie. Wenn sie das Verlorengegangene in sich eliminierte, wenn sie es wirklich aussortierte, wenn sie sich selbst so leer machte, wie einmal ihr altes Haus, vielleicht gab es dann die Möglichkeit neuen Lebens, neuer Eindrücke. Aber die tabula-rasa-Idee war immer schon eine Illusion. Wohin sollte sie mit ihren Ablagerungen, ihrem Seelen- und Erinnerungsmüll, wie ihn entsorgen? Sich nur leer zu machen, war nur ein Teil der Aufgabe, wenn es überhaupt eine war. Vorläufig hatte sie ihr "duales System". Was für eine glänzende Idee der Umweltpolitiker. Wenn es auch für den tatsächlichen Müll eine Scheinlösung war, so konnte es für ihre Erinnerung eine praktikable, gute Lösung sein. Einiges ließ sich gut "recyclen", in der Tat hatte sie es schon längst getan: Sie hatte es wiederverwendet, zur Herstellung eines weitaus minderwertigen Materialien-Erinnerungsabklatsches, verkürzte, atomisierte Partikel, ein bisschen schöngefärbt, ein bisschen eingefärbt, kleine, praktische Häppchen, mit denen sich leben ließ. Die Kindheitspartikel, die Schulpartikel, die Liebespartikel, die schönen bösen Erinnerungsabfälle, nichts als wiederverwendet im "dualen System".

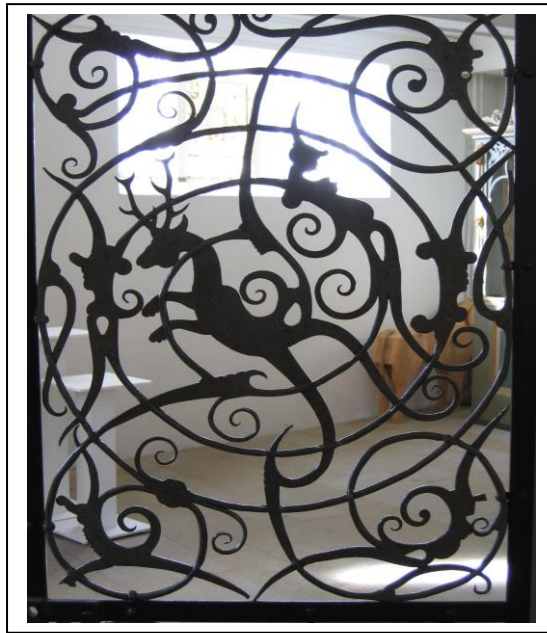
Heute, zum letzten Mal in diesem heißen August, würde sie ihren Kirchendienst versehen müssen. Wenn sie in das Haus eintrat, das die Inschrift trug: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses", war sie nicht zu Hause angekommen, auch dort nicht. Nirgendwo. Noch saß sie in der heißen Mittagssonne, fühlte sich wieder leer und schwer zugleich, wusste, daß sie gleich ihren üblichen Spaziergang zur Kirche antreten würde und konnte sich doch nicht dazu bringen, nur aus ihrer halben Sitzhaltung aufzustehen. Die Begriffe in ihr vermischten sich sowieso, sie hatte gar keinen Ehrgeiz, saubere Trennungen vorzunehmen. Es war, als schmolzen in der Hitze alle gelernten Differenzierungskategorien, als krümmten sich in ihrem Hirn die schönen runden Perlen ihres falschen Wissens immer wieder zu den barock gekrümmten und verbogenen Perlen, die der Epoche den Namen gegeben hatten. Wenn sie versucht hatte, die kleinen runden Perlchen zu einer Kette aufzufädeln, so war ihr diese Kette auch immer wieder gerissen. Wie lebten andere mit ihren zerrinnenden Erkenntnissen, mit ihren verblassten Wahrheiten? Hätte sie lieber festhalten wollen, ihre Wahrheit wenigstens, ihre kleine eigene? Nicht einmal das war letzten Endes gelungen. Sie hatte es einmal in einem Roman gelesen, war es nicht sogar der Untertitel oder der Titel selbst gewesen: "Wir geben nicht auf, wir fangen noch einmal an". Etwas von dieser Trotzhaltung,

die nicht kindliche Bockigkeit, sondern geistiger, seelischer Überlebensmechanismus war, hatte natürlich auch in ihr gelebt. Wo war diese Regung in ihr jetzt?

Sie schichtete Bücher und Briefe aufeinander und trug sie ins Haus. Wie immer war es, wenn sie jetzt ging, eine Spur zu früh, und sie würde wieder einen kleinen Umweg machen müssen, ehe sie den Schlüssel holen konnte. Sie ging durchs Haus und ließ die Rollläden teilweise herunter, damit die Zimmer vor zu starker Sonneneinstrahlung geschützt waren. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Taschenbuch. Sie hatte es erst kürzlich gekauft, weil es für eine Literaturveranstaltung in der Stadt angeschafft werden musste. Diese Literaturveranstaltung nannte sich etwas bildungsbürgerlich "Symposion". Sie wusste nicht genau, ob damit ganz allgemein auf die griechische Sitte angespielt wurde, sich nach den Mahlzeiten heiteren und anregenden Gesprächen zu widmen, die von Musik und Tanz, aber bekanntermaßen auch von Trinkgelagen begleitet waren. Vielleicht war aber eher der Bezug zu Plato intendiert, der philosophische Dialog gemeint. Es war auch, dem Programm nach zu schließen, eine Mischung von Literatur, bildender Kunst und Philosophie. Jedenfalls gab es einen Vortrag zu Richard Rorty, einem amerikanischen Philosophen der Gegenwart, von dem sie bisher noch nicht viel gehört hatte, außer daß in einer bekannten Wochenzeitschrift sein Buch "Kontingenz, Ironie und Solidarität" besprochen worden war. Genau dieses Werk - oder ein Kapitel daraus - sollte auch Gegenstand des Vortrags auf dem Symposion sein. Bisher hatte sie sich noch nicht zu der Lektüre bewegen können, obgleich bei ihrem augenblicklichen sprunghaften Leseverhalten ein diagonales Lesen sie selbst nicht verwundert hätte. Früher hätte sie über Ausdrücke wie "diagonales Lesen" nur gespottet. Ihr Leserigorismus hätte ihr eine solche Form der Lektüre auch nicht erlaubt. Und obgleich sie kaum Zeit hatte, las sie, was sie las, ganz, wenn auch nicht immer so genau und intensiv, wie in ihren Augen lesen sein sollte. Das Gefühl des Ungenügens hatte sie auch damals schon gepeinigt. Jetzt hatte sie Zeit, aber alle Lesemoral über Bord geworfen. Das wäre ja vielleicht auch eine akzeptable Haltung, wenn sie sie hätte akzeptieren können. Sie ließ den Richard Rorty in ihre Tasche gleiten, holte ihre besonders warme Jacke, die zu tragen in der heißen Mittagssonne schon qualvoll genug war, und schloss die Tür hinter sich zu. Unterwegs merkte sie, daß sie hungrig war und daß sie es versäumt hatte, eine Kleinigkeit wenigstens zu essen. Sie würde nun doch geradewegs in die Innenstadt gehen und sich bei einem Bäcker etwas kaufen. Der behäbige Kirchturm kam in Sicht, sie speicherte das fremd-

vertraute Bild, den Bildausschnitt, der noch gespeichert war wie eine Art von Urlaubsfoto, an einem Ort, der einem nur halb gefällt oder fast gar nicht, in dem man aber aus welchen Gründen auch immer bleiben muss bis zur Abreise. Wie immer um diese Zeit waren nur wenige Leute unterwegs. Die Stadt war schläfrig. Als sie ihr Brötchen erstanden hatte, fand sie es doch reichlich unbequem, mit Jacke, Bücherbeutel und Bröchentüte weiter durch die Stadt zu laufen. Sie erinnerte sich, daß unmittelbar neben der Kirche ein altes Kloster stand, das natürlich längst anderen Zwecken diene. Dort hatte sie im Vorbeigehen eine Bank gesehen. Froh über ihr neues Ziel, ging sie um die Kirche herum und bog in den kleinen Weg zum Kloster ein, das sich genau vor ihr erstreckte. In der Nähe eines alten Brunnens sah sie die Bank. Der Platz, der kein Vorplatz, sondern ein seitlich sich erstreckender war, gefiel ihr. Bäume gaben genug Schatten; auf einem leicht erhöhten Spielplatz spielten ein paar Kinder, sie machten kaum Lärm, vielleicht lahmte selbst sie die Mittagshitze ein wenig. Sie saß träge im Schatten, ihr Gepäck neben sich, verzehrte ihr Brötchen und das winzige Stück Kuchen als Nachspeise. Sie konnte hier sitzen, bis sie den Schlüssel holen musste, sie würde eine Ruhe gegen eine andere tauschen. Würde sie diese Kirchenaufsichten wirklich bis in den Oktober hinein, bis zum Ende der Touristensaison, machen wollen? Sie wusste es immer noch nicht: Was um des Himmels Willen suchte sie dort? Nichts. Sie wusste, daß es nicht stimmte. Das Gitter hatte sie noch in seinem Bann. Das Gitter als das Medium. Wovon? Das Gitter als das Medium der Wahrheitsfindung, das Medium der Auflösung des Selbstbetrugs? Sie durfte sich nur nicht einreden, daß es wirklich einer "Wahrheitsfindung" diene. Wenn schon der Selbstbegegnung, dann der Selbstbegegnung wie in einem Spiegel. "Vom Spiegel aus entdeckte ich mich als abwesend auf dem Platz, wo ich bin". Mehr als die Schaufensterscheibe, in der sie sich gespiegelt hatte und die ihr ein verzerrtes Bild zurückgegeben hatte durch das Licht- und Schattenspiel, waren die Gitter ihr wahrer Spiegel geworden, ihre "Heterotopie". Heterotopie, das Gegenwort zur Utopie. Die Utopie war der Ort, der nicht war, der Ort, den es nicht gab. Heterotopie - das waren die verschiedenen Orte, die ganz anderen Orte. In gewisser Weise waren die Gitter für sie das Sich-Widersprechende: ihre Utopien, ihre Heterotopien, die Nicht-Orte und die Anders-Orte. Und die Kirche selbst? So genau hatte sie sich diese Frage nicht gestellt? Die Kirche als Nicht-Ort und als Anders-Ort? Als käme es auf das Gebäude an. Es kam natürlich nicht auf das Gebäude an. Auf was kam es an? Der Blick auf die Uhr belehrte sie, daß sie sich auf den Weg zum Modeladen machen musste, es war wieder einmal Zeit, den Schlüssel zu holen.

6. Der Hirsch



Wie immer war die Kirche zuerst angenehm kühl, obgleich sie sie dieses Mal nicht so erhitzt betrat wie sonst. Mit ihr betraten zwei ältere Damen das Kircheninnere, die sich freuten, daß sie ihnen aufschloss und denen sie ihre Funktion erklärte. Die Damen zeigten sich interessiert und erfreut über die doch letztlich belanglose Konversation. Es stellte sich heraus, daß sie aus der weiteren Umgebung waren und daß sie sehr bedauerten, daß man in ihrem Ort eine solche Einrichtung nicht habe. Sie legte ihre Sachen an den gewohnten Platz in die Kirchenbank und registrierte durchaus, wieviel Gewohnheit und Ritual schon in ihren so ungewohnten Tätigkeiten lag. Sie blickte um sich, als wolle sie sich vergewissern, ob wirklich alles beim alten war. Das war es nicht. Im südlichen Querhaus hatte sich eine Art von Baustelle formiert, Leitern standen herum, verschiedene Eimer, Zeitungen lagen auf dem Boden, und Farbtöpfe unterschiedlicher Größe gruppierten sich um die Zeitungslagen. Sie konnte aber an keiner Stelle des Raumes wahrnehmen, was der Reparatur bedürftig wäre. Es roch auch

nicht nach frischem Anstrich. In einer Ecke sah sie jetzt sogar einen kleinen Sandhaufen, gelblich-grob. Sie nahm nicht weiter Anstoß daran. Für sie veränderte sich das Kircheninnere dadurch nicht wesentlich.

Inzwischen filterten mehr Leute herein, von denen sie allerdings, wie sonst auch, kaum Notiz nahm. Es war nicht so sehr interessant. Eine Szene wie beim erstenmal, daß ein Einschreiten nötig wurde, weil einem sakralen Gegenstand Gefahr drohte, hatte sich nicht ein einziges Mal wiederholt, oder sie war ihr entgangen. Die Leute bewegten sich ruhig, gemessen und dezent. Sie waren nicht besonders neugierig und hielten sich in der Regel nicht übermäßig lange auf. Selten wurde fotografiert, noch seltener wollte jemand etwas Größeres kaufen, so daß sie Geld wechseln oder den gewünschten Gegenstand aus der Kapelle holen musste. Manchmal klirrte ein bisschen Geld im Opferstock; dahinein warfen die Leute die Pfennigbeträge für Ansichtskarten oder Falblätter.

Sie stand etwas unschlüssig, sich nutzlos und völlig überflüssig vorkommend. Aber fast empfand sie dieses Gefühl als wohltuend. Es entsprach ihrer wahren Situation. Und zugleich sah sie sich, zum erstenmal nicht zeitversetzt, in Übereinstimmung mit ihrer Zeit. So hektisch sie sich gab, diese Zeit, so betriebsam, so eilig - "Zeit ist Geld" - so galt doch auch, daß in den westlichen Staaten immer mehr Menschen arbeitslos, und das hieß überflüssig wurden. Die Welt, dieser Ausschnitt der Welt, in dem sie lebte und der ihr Denken weitgehend konstituierte, brauchte nur noch ein paar wenige hochqualifizierte Spezialisten. Was wohl geschah mit dem Heer der anderen? Ein neues Proletariat würde nicht heraufziehen, die Blütezeit aller Industrialisierung war längst vorbei, und der sogenannte Dienstleistungssektor konnte nur bei Wohlstand der Bevölkerung florieren. Sie wollte keine Pessimistin sein, sie eignete sich nicht zur Cassandra, und sie hatte viel zu wenig Kompetenz in Sachen Ökonomie. Bei Anhebung des Bildungsstandards der Gesamtbevölkerung wäre das Problem wohl auch eher zu lösen, sie zweifelte aber erheblich daran, daß dieses Potential sehr viel weiter ausgeschöpft werden könnte. Das Volk der Dichter und Denker. Das vereinigte Europa. Die Bildungsmisere. Der Aufbau Ost. Sie wunderte sich über das Puzzle in ihrem Hirn. Was ließ sie so konfus sein? Wie war sie überhaupt auf diese Gedankensplitter verfallen, auf politische Schlagworte, zu denen sie kaum eine Meinung hatte. Sie wollte nicht noch ein weiteres Kaleidoskop in ihrem Kopf. Aber vielleicht war den sogenannten heutigen Menschen nur die Undurchschaubarkeit der Welt bewusster als früher. Wenn man weniger weiß, glaubt man eher zu wissen. Der umgekehrte Sokrates. Was

die Wissenschaften erforschten, konnte ihr Lebensgefühl nicht bestimmen, denn es drang nicht zu ihr durch. Oder es geschah hinter ihrem Rücken, gewissermaßen. Es blieb eine Schreckenschimäre: Genforschung, der geklonte Mensch. Alle großen Theorien, alle Wissenschaftspraxis - sie beeinflussen unser Leben vielleicht so langsam, so schleichend, daß auch die Veränderungen im Denken und Fühlen der Menschen sich für den Zeitgenossen fast unmerklich vollziehen. Sie erinnerte sich plötzlich mit Schmunzeln daran, daß sie in ihrer Referendarzeit eine Klausur schreiben musste zu dem Thema, ob der Computer den Lehrer eines Tages überflüssig machen würde. Sie hatte das, obgleich sie nicht mehr wusste, wie sie argumentiert hatte, mit ihrer damals noch glühenden pädagogischen Überzeugung verneint. Es war außerdem schon eine Weile her, und inzwischen hatten die Computer durchaus Einzug in die Schulen gehalten. Ein neues Schulfach, Informatik, war daraus entstanden, aber Lehrer gab es immer noch. Fließbandarbeiter in den Autofabriken gab es freilich nicht mehr so viele. Sie war wieder bei ihrem Überflüssigkeits-Gedankenspiel angelangt. Wenn überhaupt etwas, dann war ja vor allem sie überflüssig geworden: Ein ausgedientes Objekt. Der schwarze Punkt vor ihrem Auge: Es war ihr "grüner Punkt" - bitte umweltverträglich zu beseitigen. Vor dem Gitter stehend, bemerkte sie, daß ihr jetzt schon kühl wurde. Die Kirchenkühle war ihr bald unangenehm. Sie warf einen Blick auf den Hirsch, und wandte sich ab, um ihre Jacke zu holen. Sie hatte keine besondere Beziehung zu diesem Tier. Es gab viele Menschen, die den Hirsch als edles Wild bezeichnet hätten, die die Ästhetik seines Körpers, seines Baus bewundern konnten. Sie hatte zu Tieren nie eine besondere Beziehung gehabt, zum Hirsch also auch nicht. Sie mochte auch das Geweih des männlichen Tieres nicht besonders. Es schien ihr kein Schmuck, sondern eher eine riesige Last zu sein, mit solch einem Aufbau auf dem Kopf herumlaufen zu müssen. Im Wohnzimmer einer älteren Kollegin hing auch tatsächlich ein Bild über dem Sofa, das einen röhrenden Hirsch zeigte. Natürlich hatte diese Kollegin das Bild von ihren Eltern geerbt, aber sie besaß genug Pietät (oder Humor?), das Bild zu übernehmen und es in ihre "Wohnwelt" zu integrieren. Es stammte aus der sogenannten Gründerzeit - aber was besagte das eigentlich über das Motiv? Schon längst war es zum Inbegriff der Karikatur der Epoche geworden. Jeder männliche Bürger, der es im wilhelminischen Zeitalter zu etwas gebracht hatte, konnte sich mühelos mit diesem Hirsch identifizieren. Das Röhren war in diesem Fall wohl weniger Werbungsschrei um die Kuh, sondern die großmächtig imperialistische Potenz des Gründers, des Erbauers

eines neuen Zeitalters, der den Wald, die dunkle Unkenntnis, hinter sich lässt. Tatsächlich trat der Hirsch auf dem Sofa-Bild aus einem dunklen Dickicht hervor. In der christlichen Ikonographie bezieht man sich - ihr nützliches Lexikon -in der Darstellung des Hirsches auf den 42. Psalm: "Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir." Christus als das lebendige Wasser. Das Streben des Hirsches zu den Quellen ist also Sinnbild des Wunsches nach dem reinigenden Taufwasser: "Gleich wie der Hirsch die Schlang verschlingt/ und drauf zum frischen Wasser springt/ und so von Gift wird wieder rein/ so steht's auch mit dem Menschen fein/dann er von Sünden wird kuriert/ wenn er im Tauf gewaschen wird." Was für wirre Vorstellungen beherrschten doch die Menschen des Mittelalters! Wie wundersam mischte sich Antikes und Christliches! Und was hatte sich nicht alles an Mythen und Bildern verquickt und vermischt, war assimiliert und verwandelt worden. Und diese uralten Bilder lebten in uns? Waren Unterfutter unserer Wünsche und Ängste? Bestimmten unsere Vorstellungen und Denkschemata? Jedenfalls mehr als alle modernen Wissenschaften? Sie studierte das Gesicht eines jungen Mädchens in Jeans und mit Rucksack, das den Altar betrachtete, aus den Augenwinkeln. Hätte dieses Mädchen etwas über Einhorn und Hirsch gewusst? Kaum vorstellbar. Aber musste man etwas darüber wissen, um den Schrei nach Gott in sich zu hören? Schrie es wohl in der Seele dieses Mädchens nach Gott? Sie lockerte ihre um den Körper verschränkten Arme, gleichsam um sich der Gedankenverschränkungen zu erwehren, die sie beherrschten. Was wusste sie schon über jenes Mädchen, außer daß es Jeans trug? Was konnte sie aus ihrer Kleidung auf ihre geistigen Bedürfnisse schließen wollen? Sie hätte das Mädchen in die Statistik der Kirchenbesucher exakt eingehen lassen können. Sie wäre dann an diesem Augusttag die Nummer sowieso gewesen, und das wäre die einzig erlaubte und exakte Aussage gewesen, die sie über dieses Mädchen hätte treffen können. Sie schien heute unfähig zur Konzentration auf irgendetwas zu sein. Ihr Buch hatte sie noch nicht aus der Tasche geholt. Das Gitter vermochte sie heute zu keinen Gedanken zu inspirieren. Der Hirsch gab für sie nichts her. Das Mädchen war nur ein Ablenkungsmanöver gewesen. Was sie feststellte war: In ihrer Seele schrie nichts nach Gott. Die Besucher erschienen ihr heute fern und noch fremder als sonst. Und zu ihrem Verdruss stellte sie fest, dass plötzlich auf der Empore ein Hämmern anfang. Sie blickte hoch. Zwei Handwerker machten sich da oben zu schaffen, sie hatte sie nicht einmal hereinkommen hören. Sie hatte sie auch nicht gesehen. Gerne hätte sie gefragt, was es da oben instand zu setzen gab, aber sie wollte nicht

extra die Stufen zur Empore mit so einem nichtigen Anliegen herauflaufen und die beiden in ihrer Arbeit stören. Ihr erschien es eigentlich viel passender, den kleinen Haufen von Handwerksgerät und Sand ständig in der Kirche zu lassen. Dem starken Bauwerk gab dieser kleine Haufen den Schein inneren Verwundetseins, und das schien ihr plötzlich für eine Kirche im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert die angemessene Symbolik. Das monotone Hämmern hatte erst angefangen, aber als seien ihre Nerven heute besonders reizbar und angegriffen, merkte sie schon, daß sie der leichte, gleichmäßige Lärm zu stören begann. Aber worin wurde sie denn gestört? Sie stand nur da, dachte nicht nach, beobachtete nicht, las nicht. Im Nichtstun konnte man vermutlich nicht gestört werden, und doch brachte sie das Hämmern immer mehr auf. Sie musste sich ablenken, da sie ja ihren Platz nicht einfach verlassen konnte. Aber womit sollte sie sich ablenken? Auf ihre Lektüre war sie im Augenblick nicht so besonders neugierig. Ihr fiel ein, daß sie es bisher versäumt hatte, sich das Altarbild genauer anzusehen. Die Gitter waren die große Faszination gewesen, der magische Anziehungspunkt in der Kirche. Die Gitter waren ihr Halt gewesen in dieser Stadt; sie wusste plötzlich, daß in diesem barocken Gitter ihr Leben eingeschmiedet war, wie sie es hatte sehen wollen über diese wenige Augustwochen hinweg. Das Ordnen war die Faszination gewesen, die große Bestandsaufnahme, Inventur der Begriffe, Inventur der Klischees. Wegen Inventur geschlossen. Das Leben als übersichtliches Planquadrat. Unsere Lebensmuster ziehen mit uns mit: Die Vierecke dieser Gitter waren ein vertrautes Ordnungsschema geworden. Das neue Planquadrat, die berechenbare geometrische Figur. Hatte sie nicht einmal die Ovalisierung des Quadrats versuchen wollen? Wo war das gewesen? Sie wusste, daß dieser Versuch gescheitert war. So leicht ließ sich Leben in Planquadrate pressen. So leicht ließ sich der ewig trügerische Ordo-Gedanke einem Leben überstülpen, und sei es hundertmal ein Nicht-Leben, ein Schein-Leben, eine ewige Flucht, ein halber Tod gewesen. Kommt schon heraus, ihr Figuren, schrie es aus ihr, tanzt euren barocken Maskenball, vermischt euch, ihr Symbole, werdet doch endlich eurem Wortsinn gerecht, werft euch zusammen. Aber behauptet nicht, ihr hättet irgendetwas mit mir zu tun. Stich doch zu, du weibliche Groteske, die du dein Bauchschwert auf das Herz des Einhorns richtest. Stich zu, stich zu und töte es. Was immer diese Symbolik besagen will, was hat sie mit mir zu tun? Sie war aller Symbolik überdrüssig. Und doch: War ihr der Gedanke schon gekommen, daß der barocke Künstler "ausdrücken" wollte, weibliche Leiblichkeit habe Christus getötet, weibliche Leiblichkeit als der Inbegriff der Sünde? Sie hatte den christlichen

Symbolgehalt vielleicht überhaupt noch nicht erfasst. Wenn das Einhorn auch ein Christussymbol ist, wieso richtet gerade eine weibliche Groteske ihr Bauchschwert auf ihn? Durch das Weib kam die Sünde in die Welt, und diese Sünde erweist sich in ihrer Bedrohlichkeit stärker selbst als der Erlöser? Es ekelte sie plötzlich vor all diesen Gedanken. Es ekelte sie vor dieser den Gittern entwundenen pseudo-theologischen Aussage. Den Gittern entwunden, oder in die Spiralen hineingeschraubt, wo war der große Unterschied? Daß das zu denken möglich war, machte ihren Ekel aus. Aber so lange sie sich ekelte, rührte sie an Tabus, die sie noch etwas angingen. Während all ihrer Aufenthalte in der Kirche hatte sie die Gitter ihres christlich-theologischen Sinngehaltes beraubt, er ging sie nichts an. Aber sie merkte, mehr und mehr, daß das nicht stimmte. Und doch geschah gleichzeitig mit dem Hämmern von der Empore -und sie konnte sich eines Grinsens dieser billigen Symbolik wegen nicht erwehren - die Demontage des Gitters. Ich lasse euch heraus aus euren Spiralen, kommt endlich, wer immer ihr seid, was immer ihr darstellt. Komm schon, du schöner Schwan, wenn du einer bist, komm, du schwarzes, zartes Fabeltier, schwimm schon davon. Wenn du Christus bist und nicht das Kunstheilige, befreie ich dich aus deiner Kirche. War sie denn jemals deine? Wenn du die Kunst bist, verdienst du auch Befreiung. Komm, schwimm dich frei, du majestätisches Tier, das wir zu Tode definiert haben wie alles. Warum widerstehst du meinem Locken? Ist es so viel besser, in das Gitter geschmiedet zu sein? Löst euch, ihr Begriffe, kommt heraus, ihr Symbole, lasst mich nicht vergeblich rufen. Merkt ihr nicht, was ihr längst geworden seid hinter Gittern? Gefangene von tausend Vorstellungen, nicht Begriffe, nicht Bilder. In euren Spiralen seid ihr längst Klischees, tote Begriffe, abgestorbene, vielfach missbrauchte Bilder und zu immer neuen Missbräuchen gut genug. Ich habe euch auch missbraucht, ich habe euch zu Deutungsschablonen meines Lebens verkommen lassen. Wenn ihr nicht herauskommen wollt, so wehrt euch doch wenigstens. Du warst weder die Kunst noch das Leben, denn wer sagt, daß die Kunst polar dem Leben gegenübersteht? Du warst auch nicht mein Leben, kein Flecken aus meinem Lebensteppich. Alle sind abgenutzt, alle Metaphern verbraucht. Selbst die kühnen wären es für dieses Spiel. Ich habe euch für mein Spiel missbraucht. "Spiel des Lebens", das gab es sogar, das existierte als Gesellschaftsspiel, ihre Tochter hatte es, als sie noch kleiner war, geschenkt bekommen. Aber sie erinnerte sich nur noch vage an ein Spielfeld und Spielfiguren. Auf dem Spielfeld rückte man durch Würfeln weiter. Es gab sogenannte Ereigniskarten, und zu den

Ereignissen des Lebens gehörten Hochzeit und Geburt auf jeden Fall. Kaum anzunehmen, daß auch das Sterben eine Ereigniskarte im Kinderspiel hatte. Wieso hatte sie damals nicht darauf geachtet? Fast kam sie sich in der Rückschau wie ein altes Kind vor, das aber nun, schließlich doch noch, aus allen Sicherheiten des Daseins gefallen war.

Das Hämmern blieb gleichmäßig. Es bildete den Beat-Rhythmus zu ihren ebenso gleichmäßigen Gedanken, zu ihrer Rede an die Gitter-Figuren. Sie hatte Beat immer entsetzlich gefunden. Es war kein verspäteter Rückfall in eine neu entdeckte Jugendlichkeit, daß sie die Hammerschläge musikalisch umdeuten konnte. Das Gittergewirr wurde zum Gittergekröse unter dem Hammer, die Figuren drehten sich schneller in ihren Spiralen. Ihr fiel die Stelle in E.T.A. Hoffmanns "Sandmann" ein, wo sich Nathanael auf dem Ratsturm wie wild gebärdet und immer ruft: "Feuerpüppchen, dreh dich", bevor er sich hinunterstürzt. Nathanael, dem Wahnsinn anheimgefallen, weil er durch das Okular des Sandmanns geblickt hatte, das ihm die echten Dinge als künstlich und die künstlichen Dinge als echt erscheinen ließ. Ich bin auch ein kleiner Nathanael, ich habe euch gewogen und für echt befunden. Aber dieser Hammer, dieser Beat-Hammer hämmert mir den Wahnsinn aus dem Kopf. Ach, bleibt, wo ihr seid, ihr Spiralfiguren, ihr kunstvoll gefertigten, paarweise geordneten, spiegelbildlich zugeordneten, bleibt in eurer schmiedeeisernen, in eurer eisernen Ordnung. Gleite weiter, Schwan; steh zum Sprung bereit, Einhorn, zum Sprung ins weibliche Schwert; schrei nach der Quelle, zartgehörnter Hirsch. Ihr werdet mir mein Leben nicht deuten. In eurem schwarzen Geranke werdet ihr an eure Spiralen geschmiedet bleiben. Vielleicht braucht man ein anderes Okular, um euch wirklich zum Drehen zu bringen, zum Leben zu erwecken. Ich werde mich nicht vom Kirchturm stürzen, Nathanael. Wenn nur das Hämmern endlich aufhörte.

7. Der Hauptaltar

Das Hämmern hörte nicht auf. Es wurde noch nicht einmal leiser Die Besucher der Kirche nahmen von dem Geräusch allerdings kaum Notiz. Flüchtig meist schauten sie zu der Empore hoch und wandten sich dann sogleich wieder anderen Dingen zu. Sie

stand nun schon eine Weile vor dem Hauptaltar, sich unter die anderen Besucher mengend. Sie schaute gleichsam mit leerem Blick, sie wusste nicht wirklich, was sie sah. Aber was sie sah, gefiel ihr nicht besonders, oder vielmehr, es rührte sie nicht besonders an. Es war eines von den Altarbildern, die zu viel ausdrücken wollen, und deshalb auch zu viel darstellen. Das Gegenteil aber wurde dadurch für sie bewirkt; sie sah zunächst einmal nichts. Eine Fülle von Figuren tummelte sich auf der zentralen Tafel. Das leicht vergilbte Weiß des Holzes ließ die vielen Figuren fast flach und etwas kränklich erscheinen. Das Altarbild war länglich und lief oben in einem Halbrund aus. Wäre unten ein ebensolches Halbrund gewesen, hätte sich ein langgestrecktes Oval ergeben. Aus seiner schwarzen Umrahmung wiederum stach das Bild klar hervor. Es hatte von seiner Bildstruktur her eine eindeutige Horizontale, die durch die Mitte des Bildes ging und es so in zwei Hälften teilte. Der untere Bildteil zeigte ein Menschenknäuel, aus dem man nur unklar einzelne Gestalten wahrnehmen konnte. Deutlich hob sich nur die Figur der Maria ab, die diagonal im unteren Bildteil hingestreckt lag, eine Ohnmächtige, die von einer anderen Gestalt an den Armen leicht abgestützt wurde. Eine weitere weibliche Figur beugte sich von der anderen Seite leicht über sie. Die Füße der Maria fehlten im Bild, das an seinem unteren Teil wie abgeschnitten wirkte. Nein, sie irrte sich, die Füße waren wohl doch vorhanden. Die Dreiergruppe der Frauen bildete kompositorisch ein kleines Dreieck und lockerte so die Gesamtkomposition etwas auf. Unterhalb des rechten Knies der halb liegenden Maria wies das Holz des Altarbildes einen breiten Sprung auf, der sich bis an den oberen Bildrand hinzog. Sie folgte mit den Augen diesem Sprung im Holz, als würde er sich gleich auftun und ein Geheimnis dahinter offenbaren. Immer lauern wir auf Offenbarungen, süchtig nach der einen, der fasslichen, der letztgültigen Erklärung. Auch diese Spalte würde sich nicht öffnen. Das Sesam-öffne-dich würde nicht gelingen, kein Schatz dahinter und kein letztgültiges System. Sie musste etwas übersehen haben. Unruhig suchten ihre Augen die Bildtafel ab, unfähig, den unteren Teil genauer zu entwirren und sich über die Identitäten der vielen anderen Figuren Rechenschaft abzulegen. Ihr Blick blieb am oberen Bildteil hängen. Sie zeigte die Kreuzigung in der bekannten Dreiergruppe, Christus am Kreuz, links und rechts von ihm die beiden Schacher. Der Christus hing genau in der Bildmitte unter dem Bogen. Um ihn herum war die größte leere Fläche des Bildes, so daß er durchaus den Bildmittelpunkt bildete. Das heißt, er schien nach oben weggerutscht; hätte er ein bisschen tiefer gehangen, dann hätten seine Füße den genauen Bildmittelpunkt ergeben. So klebte er am obersten Bildrand, eine kleine, weggerückte,

fast unscheinbare Figur. Alles an ihr war eigentlich zu klein geraten. Er war beileibe nicht der Mittelpunkt des Bildes. Er war seine beiläufigste, seine schwächste Gestalt. Alles an ihr war zu klein und unscheinbar geraten. Sie bemühte sich, wenigstens das Gesicht dieses Christus deutlicher zu sehen, aber es war so ein kleines unbedeutendes Gesichtchen, so völlig ohne Ausdruck, daß es nicht der Mühe wert schien, in diesen Zügen länger irgendeinen Ausdruck suchen zu wollen. Auch seine Haltung am Kreuz war von ausdrucksloser Langeweile. Starr, schön, und völlig nichtssagend hing er da; er war der langweiligste Christus, den sie je gesehen hatte. Und er wirkte umso unbedeutender, als den beiden Schachern jede Wucht des Ausdrucks gegeben schien, deren der Künstler fähig war. Zwar waren selbst die beiden Schacher gegen das ausladende Relief der unteren Bildhälfte eher klein, aber sie zogen doch die Aufmerksamkeit des Betrachters an sich. Sie war übrigens auch nicht die einzige Betrachterin. Neben ihr stand eine junge Frau. Sie war auf eine kaum zu beschreibende Weise schön. Sie schaute genauer hin. Es waren nicht die Gesichtszüge, das Haar, die Kleidung. Die junge Frau hatte ihre kleine Tochter an der Hand, aber jetzt kniete sie plötzlich, so daß sie mit dem Kind auf einer Höhe war, und betrachtete mit dem Kind gemeinsam den Altar. Es ging eine solche Harmonie von dieser Gruppe aus, eine solche glückliche Zusammengehörigkeit, daß sie meinte, das müsse es gewesen sein, was sie als Schönheit empfunden hatte. Die Frau sprach leise zu dem Kind, und obgleich sie so nahe stand, konnte sie die Worte nicht verstehen. Es war auch nicht wichtig, daß sie das verstand. Sie verstand etwas anderes, daß es eine solche symbiotische Gemeinschaft vielleicht wirklich nur ganz kurze Zeit zwischen Mutter und Kind gibt und sonst vielleicht überhaupt nicht, nicht zwischen Liebenden, nicht zwischen Gott und Mensch. Alle Gottsuche musste da ihre Wurzel haben, in der Sehnsucht nach Gemeinschaft fraglosen Zusammengehörens. Hatte sie das je gekannt? Mit ihrem eigenen Kind, zum Beispiel, mit dem Gott ihrer eigenen Kindheit? Sie wusste es nicht mehr genau, und es war wohl etwas unredlich, solche Gefühle nachträglich zu reklamieren. Aber mit der kleinen Tochter, als sie wirklich noch klein war, hatte sie sich auf eine fast noch körperlich zu nennende Weise verbunden gefühlt, als sei die Nabelschnur nicht wirklich getrennt worden. Dieses Kind war ganz ausschließlich ein Teil von ihr gewesen, in einem völlig anderen Sinn, als sie es in gewisser Weise auch heute, als junge Erwachsene, noch war. Damals war alles in ihrem Leben auf das Kind hin zentriert. Sara der Mittelpunkt, alles andere war darum gruppiert. Manchmal war die Liebe zu dem Kleinkind fast etwas Schmerzliches gewesen. Gewiss, da war schon ein Wandel

solchen Gefühls, als Sara älter wurde. Aber selbst in der manchmal unerfreulichen Pubertätszeit war die Verbundenheit stark bestimmt auch von der Sorge um die Tochter. Alles nichts Besonderes. Jetzt wusste sie, daß sie loslassen musste, und sie ließ los. Beschämt gestand sie sich ein, daß sogar ein bisschen Erleichterung dabei war, entlassen zu sein aus einer sehr unmittelbaren Verantwortung. Aber sie rückte auch in ihren Gefühlen etwas von der Tochter ab. Sie hatten ja vielleicht über sehr lange Zeit ein schönes Mutter-Tochter-Verhältnis gehabt. Sara hatte ihr in großer Offenheit alles (alles?) erzählt. Sie wollte die Kommentare der Mutter, ja selbst die Kritik. Etwas von dieser Offenheit war geblieben, aber sie war nicht mehr so - und wenn auch nur scheinbar - total. Sara war erwachsen geworden. Und das hieß, daß sie in sich ruhte, und ihre Eltern, auch ihre Mutter nicht mehr so sehr brauchte, außer in einem eher kruden wirtschaftlichen Sinn. Sie musste darüber froh sein, und sie war es auch. Sie wollte ihre Tochter nicht in irgendeiner emotionalen Abhängigkeit halten. Sie gönnte Sara die vielzitierten eigenen Wege. Sie wusste, daß sie sich in Saras Leben von nun an mit der Rolle des Zuschauers begnügen musste, und daß sie dabei nicht einmal die besten Plätze hatte, sondern vielleicht die schlechtesten, von denen sie nur einen geringen Teil des Stückes, das nun "Leben der Tochter" hieß, verfolgen konnte. Es gab menschliche Gemeinschaft, aber nirgends war sie total, vielleicht nicht einmal in dieser Mutter-Kind-Symbiose vor dem Altar. Gab es bei religiösen Menschen die totale Gemeinschaft mit Gott? Gab es sie gerade deshalb, weil sie zwischen Menschen in einem gewissen Sinne überhaupt nicht möglich war?

Bilder ihrer Kindheit gingen ihr wieder durch den Kopf, Erinnerungen an eine gewisse Geborgenheit in all der Ungeborgenheit der Ängste ihrer Kindheit. Sie sah sich mit ihrer Mutter und der Schwester im großen Elternschlafzimmer, das zum gemeinsamen Mutter-Kinder-Schlafraum geworden war, seit der Vater aus dem Krieg nicht mehr zurückgekehrt war. Die Mutter im mittleren Bett, die ältere Schwester im anderen Ehebett, sie in einem Bett seitlich daneben. Es hatte diese Zeit im Leben der Mutter gegeben, als eine tiefere Frömmigkeit ihr wohl in der Bewältigung ihres einsamen, belasteten Lebens geholfen hatte. Die Mutter war immer eine naiv Glaubende, eine wortwörtlich Glaubende gewesen. Die Wunder waren von Jesus alle so gewirkt worden, das leere Grab hatten die Frauen vorgefunden, die Auferstehung war ein geheimnisvolles, aber kein undenkbares Ereignis. Denn wenn es Gott gab, wie hätte er denn nicht solche Wunder wirken sollen? Ist es gerade für die sogenannten schlichten

Menschen, die Ungebildeten, einfacher, das Undenkbare zu denken, gegen jeden Augenschein zu glauben, gegen jede Vernunft sogar? Sie wusste es nicht. Der Unterschied zwischen Wissen und Glauben war auch ihrer Mutter bewusst gewesen; nicht aber der Unterschied zwischen Wissenschaftssprache, Alltagssprache und mythologischer Sprache. Daß die Sprache der Bibel mythologisch ist, wusste die Mutter nicht. In der speziellen Phase ihrer Kindheit, an die sie sich jetzt wieder erinnerte, war die Mutter nicht in ihre reformierte Kirche gegangen, zu der sie als Gemeindemitglied gehörte, sondern zu einer anderen Gemeindekirche, deren Pfarrer besonders aufrüttelnd und eindrücklich predigte. Am Abend, wenn sie mit den Kindern zu Bett gegangen war, was an manchen Tagen geschah, als die Töchter schon nicht mehr ganz klein waren, sangen sie zu dritt Kirchenlieder im Bett. Es waren schöne Lieder gewesen, an die sie sich zum Teil noch jetzt erinnerte, obwohl sie wohl selten noch in den Gottesdiensten gesungen wurden. "Harre, meine Seele, harre des Herrn", hieß eines dieser Lieder, "alles ihm befehle, hilft er doch so gern./ Wenn alles bricht, Gott verlässt dich nicht,/ größer als der Helfer ist die Not ja nicht". Das hatte sie allerdings auch damals schon nicht geglaubt. Obwohl diese einschmeichelnde, schlicht-schöne Melodie die Wahrheit dieser Worte nahelegen wollte, hatte sie sich gefragt, wie das denn mit denen sei, die an ihrer Not stürben. War nicht ihr Vater im Krieg in Russland umgekommen? Waren nicht ganz viele Menschen umgekommen? Sie hatte da mal einen Film gesehen über Stalingrad, der hieß "Hunde, wollt ihr ewig leben?". Vielleicht hatte sie damals nicht alle Zusammenhänge verstanden, aber dass entsetzliche Grausamkeiten gezeigt wurden, das hatte sie durchaus verstanden. Von der Ermordung der sechs Millionen Juden (konnte sie sich unter dieser Zahl überhaupt etwas vorstellen?), vom Holocaust, hatte man ihr in ihrer Kindheit und Jugend nichts erzählt. Ihre Mutter sprach über solche Dinge nicht. Aus welchem Anlass auch? In der Schule wurde auch nicht darüber gesprochen. War in den Gaskammern der "Helfer" größer als die Not gewesen? Da gab es so einen Gedenktag, da wurde in der Aula der Schule gefeiert. Man sagte Balladen von Agnes Miegel auf, sie erinnerte sich nur noch an die Überschrift von einer, die hieß "Wagen an Wagen". Ihre Familie hatte nicht fliehen müssen, sie hatte nur ihren Vater im Krieg verloren. Das war nichts Besonderes gewesen. Man sang in der Schule bei dieser Feier auch schwermütige, schöne Lieder: "Land der dunklen Wälder" oder "Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, du deutsches Vaterland." Die Schulkinder sangen heimlich: Ich hab mich übergeben, aber natürlich durfte das niemand hören. Sie hatte den politischen Sinn dieser

Feierstunde nicht wirklich verstanden. Es hatte etwas mit dem verlorenen Krieg zu tun. Deutschland war jetzt ein geteiltes Land. Deutschland war jetzt ein wiedervereinigtes Land. Und sie hatte in einer Unterstufenklasse mit den Schülern ein Jugendbuch gelesen, das die Geschichte eines jüdischen Kindes im dritten Reich behandelte. Die Schüler lasen es eher widerwillig: "Nicht schon wieder über die Nazis". Die verlorenen Ostgebiete wollte niemand wiederhaben, das war die offizielle Politik, und das zumindest konnte sie unterschreiben. Wohin waren ihre Gedanken wieder einmal abgeirrt? "Stern, auf den ich schaue,/ Fels, auf dem ich stehe,/ Führer, dem ich traue,/ Stab, an dem ich geh,/ Brot, von dem ich lebe,/ Quell, an dem ich ruh,/ Ziel, das ich erstrebe,/ alles, Herr, bist du." Das war ein anderes ihrer abendlichen Lieblingslieder gewesen. Mehr als der Text hatte die Melodie sie angesprochen. Sie war nicht besonders musikalisch, aber jetzt fiel ihr auf, daß viele ihrer Kindheitserinnerungen mit bestimmten Melodien zu tun hatten, nicht vielen, aber eben ein paar ausgewählten. In ihrer sogenannten Teenagerzeit waren das ein paar Lieder von Paul Anka gewesen, während die meisten ihrer Freundinnen für Elvis schwärmten. Alles, Herr, bist du - sie schaute wieder zu dem Altarbild auf. Die Mutter und das kleine Mädchen waren nicht mehr da; sie hatte auf ihr Weggehen nicht geachtet. Damals konnte sie dieses Lied singen, ohne daß das Wort "Führer" darin einen anstößigen Nebensinn gehabt hätte. Alles, Herr, bist du? Wie hingebungsvoll sie das gesungen hatte. Hatte sie es auch wirklich geglaubt, wirklich empfunden? Das war im Nachhinein schwer zu sagen. Vielleicht hatte sie mehr empfunden, als wirklich geglaubt. Sie hatte ganz sicher das, was man den Glauben nennt, nicht einer gedanklichen Kritik oder Analyse unterzogen. Glauben und Empfinden war vielmehr eins gewesen. Sie hatte also eine religiöse Erziehung genossen, sie war geprägt, wie man das ja heute in der Übernahme der Terminologie aus der Verhaltensforschung nannte. Vielleicht war sie deshalb überhaupt nur hier? Vielleicht war es keineswegs nur eine "touristische Serviceleistung", sondern alte Verhaltensmuster und eingeübte Gefühle waren geweckt worden beim Lesen zum Beispiel der Worte über der Eingangstür: "Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses." War es so? Sie musste lächeln. Als könnte sie sich jetzt, so nebenbei, als vorläufig letztgültige Wahrheit dieses Zugeständnis abringen: Ja, so war es. Nein, so war es nicht. Sie hatte immer wieder einmal, in bestimmten Phasen ihres Lebens, über Glauben und Glaubensinhalte nachgedacht. Aber es hatte ja auch die langen Phasen, die längsten, in ihrem Leben gegeben, in denen sie überhaupt keine religiösen Bedürfnisse irgendwelcher Art gehabt hatte. Ja, es hatte sogar Zeiten gegeben, in denen sie

sich heftig gegen die Zumutung zu glauben gewehrt hatte, aber natürlich hätte ein geschulter Psychologe das auch als tiefe Form der Auseinandersetzung deuten können. Ihr Blick fiel auf die beiden Schacher. Der rechts neben Jesus hängende war offensichtlich der unbekehrte, der von Jesu Geist nicht zu berührende. In seinen Stricken - er war, wie der andere, nicht gekreuzigt, sondern nur gebunden - wandt er sich; seine Gesten drückten Zorn und Kampf aus. Sein Gesicht freilich konnte sie von ihrer Betrachterposition aus nicht erkennen. Sie erinnerte sich flüchtig an "Demian" und daß die Schüler die Umdeutung, die Hesse an dieser Figur vornimmt, sehr faszinierend fanden. Aber es war nur ein flüchtiger Gedanke. Wie immer man ihn deuten wollte, als den kämpferischen Menschen, der nicht kleinbeigibt und zu Kreuze kriecht, oder als den Verlorenen - die Figur blieb für sie bedeutungslos. Auch die des linken Schachers? Der hing ergeben in seinen Seilen, ein Knie hielt er angewinkelt, das andere Bein gestreckt. Sein Kopf, nein, in diesem Falle durfte man ruhig sagen, sein schönes Haupt ruhte auf seiner linken Schulter. Sein Gesicht drückte Frieden aus. Es war das Gesicht eines griechischen Jünglings, umlockt. Er würde im Paradiese sein. Er war schon lange darin. Man müsste ihn fragen können, wie es ihm da gefiel. Aber die meisten Menschen würden ein solches Ansinnen gar nicht verstehen. Im Paradies konnte es einem doch nur gutgehen? Kindlich schöne, freundlich harmlose Vorstellungen. Glaubte sie an ein Paradies jenseits der Metapher? Nein. Warum aber hatte sie an dem Bibelseminar teilgenommen, das kurz vor ihrem Umzug in ihrer alten Gemeindekirche stattfand? Es war ein Seminar über das Alte Testament, und sie hatte es als Leseanreiz aufgefasst, endlich einmal das Alte Testament, die hebräische Bibel, ganz zu lesen als ein Stück einzigartiger Literatur. War es nur das gewesen? Sie hatte dann wirklich durchgehalten und die vielen Bücher, die eines bilden, von vielen Autoren, die manchmal unter einem Sammelnamen verschwinden, gelesen, manchmal war es auch mühsam gewesen wie beim fünften Buch Mose, das nun gewiss nicht von Mose stammte. Hatte es noch ein anderes Motiv gegeben? Ein verstecktes, das sie sich nicht einzugestehen wagte? Vielleicht wollte sie Klarheit darüber gewinnen, ob sie glaubte oder nicht. Glaubte? Woran? An das, was sie im Glaubensbekenntnis sprach: Ich glaube an Gott, den Vater, den allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde? Lag bereits darin, in diesen Worten, ihr Glaubensproblem? Ihrer Erziehung nach war der Glaube ja kein Problem. Sie war gewissermaßen zum Glauben konditioniert, und vielleicht neigte sie auch ihrem Wesen nach zu Gläubigkeit, zu Verehrung, zur Sehnsucht nach Geborgenheit in einem höheren Willen. Aber wie konnte man noch

unterscheiden zwischen Anlagen und Anerzogenem? Und wenn es ihr ein Bedürfnis war zu glauben, warum gestand sie es sich nicht ein und lebte es? Was war daran verwerflich? Warum sollte es lächerlich sein? Wahrhaft größere Geister, als sie einer war, hatten geglaubt, und es hatte sie zu großer Kunst befähigt, ja, es war der Urgrund ihrer Kunst und Geistesgröße gewesen. Und Beispiele solcher Lebenswege fand sie nicht nur in ihrem falschen, ihrem einzig adäquaten Jahrhundert, dem Barock. Sie lebte jetzt. Sie hatte ein aufgeklärtes Weltbild. Sie lebte nicht mehr in der besten aller Welten. Sie lebte ohne Illusion. Sie lebte ohne Welt. Die Welt zerdacht. In ihrem Kopf hämmerte es. Es kam von der Empore, sie hatte es vergessen, daß dort gearbeitet wurde. Es war plötzlich, als brauche sie dieses Hämmern, als klopfe man in ihrem Kopf etwas frei, als schlage man alte Schlacke herunter. Was würde übrigbleiben? So sehr sie auch von sich glaubte, für den Glauben wie geschaffen zu sein, war sie doch nie eine wirklich Gläubige gewesen, sondern immer eine Zweiflerin. Sie wusste nicht, was sie glauben sollte, daran offenbar scheiterte sie. Daß Gott existierte - damit fing es noch nicht einmal an. Sie wollte keine Gottesbeweise. Jemand hatte einmal versucht, ihr Gott auf diese Weise als bewiesen darzustellen: Wenn so viele Menschen über so viele Jahrtausende Gott erfahren haben, dann muss doch Gott als Wesen existieren. Es lief in etwa in die Richtung, die sie neulich einen Mediziner im Fernsehen hatte darlegen hören: Wir nehmen die Welt dreidimensional auf, nicht, weil sie notwendigerweise so wäre, sondern weil dieses Modell in unseren Genen angelegt ist. Wir sehen die Farben so, nicht, weil sie den Dingen so zugehören, sondern weil unser Wahrnehmungsapparat durch unsere Genstruktur uns nur diese Wahrnehmung erlaubt. Und dieser Mediziner behauptete nun ebenso, daß auch die Idee Gottes in unseren Genen angelegt sei. Gott und die DNS, Gott in unserer Genstruktur. Selbst wenn sie bereit war, das zu glauben, gewissermaßen, weil sie kapitulieren musste mangels tieferer Kenntnisse - was hülfe ihr dies genetische Wissen von einem Wesen, das existierte in ihrem endlichen, sterblichen Geist, in ihrem todgeweihten Körper? Was ihr dieses Gen denn nutzen sollte - lief nicht darauf alles hinaus? War nicht die Natur zweckbestimmt? Brachte sie nicht nur das hervor, was nützlich war für die Evolution? Was war nützlich am genetisch programmierten Gottesgedanken? Nicht mal dem verehrten Herrn Philosophus aus Königsberg hatte sie glauben wollen, daß Gott als Denkmodell nützlich sei zum besseren Handeln, für die Moral, die Moral, die Moral von der Geschichte. Nicht einmal die zehn Gebote lieferten ausreichend sittlich moralische Handlungsanweisun-

gen. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das Strafgesetzbuch bedienen uns da besser, tragen einer komplizierten Gesellschaft eher Rechnung. Ich denke an Gott vorbei. An Gott kann man nur "vorbei" denken. Wie am Leben. Am Leben kann man auch nur "vorbei" denken. Ich denke, also leb ich nicht. Graffiti-Weisheit statt theologischer Dogmatik. Himmel, was machen diese Handwerker auf der Empore? Was zum Teufel gibt es da so penetrant zu hämmern? Als ich in diese Stadt zog, zerfiel mir mein Leben. Und in diesen Gittern gewann es wieder eine Form. In den Spiralen wand es sich einen Weg. Und jetzt lösen sich auch die Gitter auf. Mein symbolischer Zoo wird wegen Tierquälerei geschlossen. Und vor dem hölzernen Altarbild bin ich mit mir allein. Noch einmal gewinnt etwas Form und Gestalt, ein Teil von mir, der da am Kreuz hängt. Gebunden? Genagelt? Ergeben schön und nichtssagend leer? Mich aufbäumend und windend? Wer bin ich da oben in dem elfenbeinfarbenen, gesprungenen Holz? Wird das ununterbrochene Hämmern wirklich Gehirnschlacke abklopfen, oder wird es mich langsam verrückt machen. Welches Spiel will ich denn spielen? Es ist das Spiel: Gott existiert, weil er in meinen Genen als Wahrnehmungsmodell angelegt ist wie die Dreidimensionalität. Aber als was existiert er da? Welche Gene sind bei Agnostikern und Atheisten mutiert? Nehmen wir an, ich lasse mich auf dieses Spiel ein. Denn mehr als ein Spiel kann es nicht sein. Ich kann keine Aussagen treffen über das, was sich meiner Erkenntnis entzieht. Oberstes Axiom aller Empiristen und Positivisten. Ich schalte jetzt diese Spielfiguren aus. Sie spielen nicht mit. Wer spielt dann mit? Ich spiele allein. Ich spiele ein Spiel, das man sehr gut allein spielen kann. Sagen wir, ein Memory. Ich habe alle Karten gemischt und verdeckt ausgebreitet. Ich decke nacheinander verschiedene Karten auf, muss mir merken, wo sie gelegen haben und schließlich die passenden einander zuordnen. Ich spielte dieses Spiel nie allein, vielleicht eignet es sich doch gar nicht dazu. Ich spielte es oft mit Sara, als sie noch klein war. Sie war mir immer überlegen, hatte ihre Freude daran, mich zu besiegen, ihr besseres Gedächtnis gegen mich auszuspielen. Und jetzt? Jetzt decke ich die Karten eines Glaubens auf und prüfe, ob die Teile zueinander passen, ob sie ein Paar ergeben, viele passende Paare. Ein theologisches Memory. Ich schaue ihn wieder an, den Mann am Kreuz. Hätte er mir wirklich etwas zu sagen? Er soll, wie es neulich ein Theologe formulierte, der "Mehrwert" sein gegenüber dem alten Gott der hebräischen Bibel? Welche Karte passt dazu? Wo muss ich sie aufdecken, wo ist die richtige Stelle? Die Karte mit dem Gekreuzigten - wird die mit dem Gott der Väter, mit dem Gott Abrahams, Isaaks und

Jakobs gepaart? In meinem Memory passen sie zusammen? Der alte Gott der Juden, der brennende Dornbusch, Jahwe: Ich bin, der ich bin. Der Gott, der brennt, aber sich nicht verzehrt. Der Gott, der einzig ist, der keine Götter neben sich duldet. Der Gott, der unsichtbar ist: Du sollst dir kein Bildnis machen. Der Gott, der sich einem Volk offenbart, das er sein auserwähltes nennt, und zugleich aller Menschen Gott sein will. Der Gott der irdischen Verheißung. Ein fordernder Gott: Du sollst...Das Zehn-Punkte-Programm. Gott als patriarchalisches Denkmodell. Ein gütiger, ein liebender Vater ("Unser Vater, der du bist im Himmel"), er sorgt für die Seinen, er sagte ihnen, wo's lang geht. So wird das Geschöpf zum unmündigen Kind. Diese Memory-Karte liegt also aufgedeckt. Du spielendes Kind, was hat man dir bloß von Gott erzählt? Es ist doch ganz anders. Wenn du mit Gottesbildern Memory spielst, dann wundere dich doch nicht, wenn es Kinderbilder sind, simple, schematische Darstellungen. Gott ist keine Spielfigur. Gott lässt sich nicht spotten. Ich spotte nicht.

Ich habe nie weniger gespottet. Meine Gene sind meine Erbanlagen. Gott in meinen Genen ist sehr einfach strukturiert. Ich habe aber nichts dazugelernt. Da liegt meine Schuld. Schuld, meine ewige Hypothek. Mal einmal nicht schuldig sein für die Bilder in mir, für meine Gedanken. Und die andere göttliche Spielkarte, die "Mehrwertkarte", die nicht den brennenden Busch, sondern den gekreuzigten Gott zeigt? Ich will keinen Gott, der nur leidet, leiden kann ich selbst. Allein? Ich will keinen Gott, der mich mit Zuckerbrot und Peitsche traktiert. Ich will keinen Gott, der sich als Mensch offenbart, was immer das heißt, und dann diesen Menschen ans Kreuz schlagen lässt, damit ich "erlöst" werde. Erlöst durch Verrat und grausamen Mord. Seit wann ist jemals in der Welt etwas durch Verrat und Mord erlöst, schuldlos, selig geworden? Gewalt erzeugt Gewalt, das ist unsere alltägliche Erfahrung. Und ein Blutopfer ist, und wenn es tausendmal ein Opfer ist, das Opfer von Gewalt. So will ich nicht erlöst werden, nicht auf diese Weise. Hörst du, du schöner, Harmonie ausstrahlender, harmlos unkenntlicher Mann am Kreuz. Warum hast du dich deinem Vater nicht widersetzt, nicht dieses eine Mal. Warum bist du nicht weggelaufen und hast auf deine Worte, auf dein Beispiel mehr gesetzt als auf deinen Tod? Ich bin des ewigen Blutvergießens so müde. Blut fließt in Afrika, Blut fließt in Aserbeidschan, Blut fließt im Bürgerkrieg in Jugoslawien. Es wundert mich, daß diese Erde an dem Blut, das auf ihr geflossen ist, noch nicht erstickt ist, warum sind wir nicht darin ertrunken, längst? Ich muss von so vielem erlöst werden, weiß Gott; aber ob der Mann am Kreuz dafür zuständig ist? Ein traurig-fragender Blick trifft den kleinen Christus, und meine Hand führt die Hammerschläge.

Und da steht er plötzlich in Gedanken vor mir, dieser junge Vikar, der nur einen Teil meiner Zweifel kannte, und mir freimütig erklärte, ich sei auf dem Holzweg. Gib einem Menschen eine Überzeugung, gib ihm einen Glauben, und schon hat er den Schlüssel zur Welt. Schon weiß er, wie es richtig ist, was wahr ist, wer auf dem rechten Pfad wandelt und wer auf dem Holzweg ist. Soll ich sie beneiden, die Wahrheitswisse? Und ich, ich habe keine Wahrheit außer meinen Lügen. Ich habe keinen Gott außer dem aus meinen sieben Teufeln. Zu deiner Memory-Karte hatte er eine schöne Theorie, der Mann des richtigen Weges. Du, alter Gott, hast du dich selbst ans Kreuz schlagen lassen? Du wolltest dieser Patriarch nicht mehr sein, der Gott des Gesetzes, der bald gütige, bald zornige Vater? Den hast du sterben lassen am Kreuz? Jetzt sind wir erlöst durch deine Liebe, schon jetzt und hier. (In diesem Spiel ist eine Karte noch nicht aufgedeckt, das Jüngste Gericht. Ich weiß auch nicht, welches Pendant sie hat, den Mann am Kreuz doch sicher nicht?) Erklär mir, Liebe, was ich nicht erklären kann... Aber ich lebe weiter in einer unerlösten Welt, auch wenn mich die Liebe tausendfach erlöst hat. Die Liebe hat mich nie erlöst. Und zwischen die Hammerschläge von der Empore höre ich das nun doch empörte Geschrei der Kirchenbesucher. Sie haben sich zusammengerottet, sie bilden gegen mich eine Einheitsfront, ausgerechnet gegen mich, der Dienerin an der christlichen Kultur. Sie brüllen auf mich ein, und ich habe Mühe, sie zu verstehen, denn sie bilden keinen antiken Chor, der seine Kommentare fein skandiert. Ihr Geschrei gehorcht keiner Regel der Prosodie. Aber schließlich kann ich doch etwas verstehen, nur vage, undeutlich. Ich glaube, sie wollen mir erklären, dass das Christentum den Fortschritt ermöglicht hat, daß es den Menschen aus heidnischer Götterangst und Naturverhaftetheit befreit hat. Es hat eine neue Zeitrechnung geschaffen, die lineare, zielgerichtete, auf den Fortschritt gerichtete. Es hat uns vom zyklischen Denken, von der Wiederkehr des immer Gleichen befreit. Und das Geschrei geht weiter, sie überschreien sich, meine anonymen, ungezählten Besucher, ihr Geschrei schwillt sogar immer mehr an, bis ich endlich merke, warum. Ich bin als Kontrahent schon uninteressant geworden, denn sie haben sich selbst in zwei antagonistische Lager gespalten. Es geht nicht mehr um Gott. Es geht um die Kirche. Die einen ergreifen die Partei gegen die Kirche, die allen Fortschritt gehemmt habe, die anderen beharren auf der Fortschrittsthese. Ach, hört doch auf, rufe ich, schweigt endlich still. Ihr werdet euch immer streiten, oder nein, ihr streitet euch doch nur noch zum Schein. In Wirklichkeit geht es euch doch gar nichts mehr an. Es sind doch gar nicht mehr eure Probleme. Habt ihr vergessen, was eure Probleme sind? Nicht, ob das Christentum

den Fortschritt befördert, ermöglicht oder verhindert hat. Sondern ob ihr den Fortschritt vergottet. Ob ihr Kriege immer noch für ein Mittel des Fortschritts haltet. Ob ihr euren Profit und eure Rüstung, eure Hardware und Software, ob ihr die anbetet, das ist euer Problem. Wenn ihr streitet, streitet darum. Lasst dies Museum ein Museum sein, ein herrliches, ein totes, ein göttliches Museum. Oh nein, keine geschminkte Leiche, nicht ein Pseudo-produkt in Hollywood-Manier. Ein authentisches Stück steingewordenen Lebens. Und merkt es doch, ihr atmet noch seinen Lebenshauch, er ist ein Teil eures Lebensodems, ein Teil eures Körpers gar, ein winziges chemisches Element, das in keinem Labor der Welt nachgewiesen werden könnte, und das doch existiert, in eurer Molekularstruktur und als Beimischung des Sauerstoff-Stickstoffgemisches, das ihr atmet, jeden Bruchteil jeder Sekunde eures Lebens. Es war plötzlich still geworden in der Kirche. Das Hämmern ging weiter, aber die Stimmen waren verstummt, und es war, als hätten die Hammerschläge die Besucher fürs erste aus der Kirche vertrieben. Sie schaute auf die Uhr, ihr blieben noch eineinhalb Stunden, und sie fröstelte in dem heißesten Sommer, an den sie sich erinnern konnte, in ihrer musealen Fluchtburg, in ihrem manieristisch-barocken Kleinod, in ihrer künstlich-kunstvollen Einöde. Wörter. Wörter. Meine schiefrenden Perlen.

8. Das vorläufige Ende der Reise

In der Kirchenbank lag ihre mitgebrachte Lektüre, der Zeittotschläger, das Nützlichkeits-Alibi, der Ablenker. Aber sie fürchtete, sich nicht konzentrieren zu können bei den wenn auch nicht mächtigen, so doch gleichmäßig-penetranten Hammerschlägen. Außerdem war der Lichteinfall heute auf dem von ihr gewählten Platz nicht günstig; sie würde ihre Augen anstrengen müssen. Natürlich könnte sie sich einen angemesseneren Platz suchen, aber sie war wie gelähmt, träge. Was hieß eigentlich "träge" auf Englisch? Warum las sie fast nichts Englisches mehr? Und seit sie nicht mehr unterrichtete und in den Oberstufenkursen gezwungen war, flüssiges, idiomatisches Eng-

lich zu sprechen, schien sie mit jedem Tag ganze Wortgruppen, Wort-cluster zu verlieren. Trägheit. Lethargie. War sie denn träge? War es nicht vielmehr eine sie lähmende, tödliche Müdigkeit? Müdigkeit. Sie fühlte wieder, wie sie sich zusammensog auf einen Punkt. Müdigkeit. Klack - ein Hammerschlag. Müdigkeitswelle. Klack - ein Hammerschlag. Einen Augenblick lang hatte sie die Vision, es sei genau sie, gerade sie, nur sie, die an ein Kreuz geschlagen wurde. Klack, mit jedem Hammerschlag. Aber es schmerzte nicht. Und obgleich der schöne Christus-Jüngling am Kreuz auch so aussah, als schmerze ihn nichts, wusste sie doch, daß der Tod am Kreuz einer der qualvollsten Tode war, die ein Mensch nur sterben konnte. Jeder Hammerschlag eine Erlösung. Wovon will ich erlöst werden? Wovon wollen alle Menschen immerzu erlöst werden. Erlösung ist das Konkreteste überhaupt. Wenn ich Schmerzen habe, will ich erlöst werden von meinen Schmerzen. Um schmerzlos zu leben, weiterzuleben, richtig zu leben, endlich zu leben. Denn für jeden Schmerzgeplagten beginnt das Leben jenseits der Schmerzgrenze. Ich will erlöst werden von mir selbst. Mein Leben beginnt jenseits meiner selbst. Wenn ich tot bin? Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tode. Oder meine Sprache reicht nicht aus, für das, was ich denke. Was immer jenseits des Todes existiert, wenn etwas existiert, mit dem Wort Leben ist es nicht zu belegen. Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt. Aber selbst der, der das sagte, blieb nicht dabei stehen. Wir Grenzgänger, wir Grenzverletzer, wir Grenzüberschreiter. Was hämmern die bloß da oben. Vielleicht hämmern sie eine neue Grenzlinie. Vielleicht hämmern sie einen Zaun. Für alle meine Symboltiere, damit sie nicht entlaufen, damit sie hier bleiben, in diesem Kircheninneren. Ich habe ihre Gitter geöffnet, und durch den Spardosenschlitz der Eingangstür könnten sie entweichen. Baut ihnen ein Gehege. Wenn sie schon entgittert sind, so sind sie doch nicht frei.

Und ich, die entgitterte Frau. Baut man mir ein Gehege? Wer hegt mich denn? Die Kirche ist mein Hag. Ein altes Wort. Hag, Gehege, hegen. Hegen reimt sich auf pflegen. Klack, der Hammerschlag. Sie bauen mir kein Gehege, sie schlagen mich nicht ans Kreuz, sie schlagen mir mein Gehirn weich, ich spüre es genau, es ist immer dieselbe Stelle, wo der Schlag trifft. Warum fließt da noch kein Blut raus? Das erlösende Blut. Durch mein Blut seid ihr erlöst. Erlöst vom Denken, erlöst vom Handeln, erlöst vom Warten. Von der Kindheit erlöst. Klack. Klack. Sie hatte plötzlich das Gefühl, daß sie es im Kircheninneren nicht mehr aus-halten konnte. Ein Handwerker kam gerade, als sie sich vom Altar abwandte und in den Raum blickte, die Treppe von der Empore

herunter und ging auf den Sandhaufen und das danebenliegende Gerät zu. Nur wenige Besucher hielten sich in der Kirche auf. Sie trat aus der Kirchentür hinaus ins Freie. Raus aus der Büchse. Aus dem Schlitz gefischt. Wer hatte sie aus dem Sparsdoseninneren befreit? Und wozu? Zunächst mal nur Luft holen. Durchatmen. Kein Hammerschlag. Sommerluft. Augustsonne. Wohltuende Wärme. Um die Kirche der schmale äußere Kreis. Die Pfarrhäuser, die Synagoge. Der Blick auf das Kloster. Buckliges Kopfsteinpflaster. Ein paar parkende Autos. Wenige Fußgänger in dieser von der Einkaufsstraße abgelegenen Zone. Sie stand ganz still. Schaute sich um. Schloss die Augen. Wenn man nur mit wenigen, ganz wenigen Wörtern auskäme, wäre dann auch der Schmerz geringer?

Restringierter Code, Worthülse, Wortmüll, restringierte Gefühle. Restringiertes Denken. War das denn notwendigerweise dummes Denken, hieß das unbedingt brutalisierte, dumpfe Gefühle? Sie sehnte sich nach ganz wenigen Wörtern, ganz zarten und doch ganz deutlichen. Welche wären das? Alle Gitter einschmelzen, alle Mauern einreißen, alle Wörter prüfen, alle schiefunden streichen. Sie hätte gerne gesessen. Die Schwere stieg von den Füßen hoch in die Beine. Aber es gab keine Bank vor der Kirche. Nur Parkplätze. Sie zog die Strickjacke aus. Jede Pore sollte sich mit der Augustwärme füllen. Sollte man sich die Haare herausreißen, daß auch durch die Kopfhaut die Sommerluft ins Gehirn dränge statt der Hammerschläge? Sie würde diesen Kirchendienst wieder aufgeben. Kirchendienst? Dienst an der Kirche? Dienst an den Touristen, Dienst an der Historie, Dienst an der Kunst. Man hatte sie durch den Sparschlitz geworfen, aber sie war keine Anlage. Sie konnte nichts verlangen. Hammer und Orgel statt Hammer und Sichel. Sie lehnte an der Kirchenwand und fühlte schon wieder Kühle in sich eindringen.

Mit zwei älteren Frauen betrat sie wieder das Kircheninnere. Die Luft hatte ihr gut getan. Sie würde sich nun endlich in die Kirchenbank setzen und zu lesen versuchen. Sie schlug den Richard Rorty auf. Nicht die Seite eins, sie fühlte sich unfähig zu jeder Systematik. Ein bisschen blättern, erste Kontaktaufnahme. Sie hatte die Seite 127 aufgeschlagen. Das vierte Kapitel. Sie las und fühlte noch die Wärme auf ihrer Haut und auf ihrem nicht ausgerissenen Haar. Sie fühlte die Müdigkeit in den Beinen, die sie nun ausruhen konnte, die Füße abgestützt auf blauen Holzbohlen. Für sie war die Kirche menschenleer. Das Hämmern hatte aufgehört.

Oder sie hörte es nicht mehr. Warum denn dies noch lesen, dachte sie, da alles Lesen so zersplittert war. Die paar Gedanken von der Gnosis, die sie kannte, hatten sie keiner

Erkenntnis näher gebracht. Der schöne kleine Christus war nicht vom Kreuz herabgestiegen, er hatte nicht getanzt und kein Tanzlied gesungen. Die älteren Evangelien als die kanonisierten hatten sie nicht an die Ursprünge zurückgeführt. Der Dialog mit Zathustra war ein Scheingefecht gewesen. Sie dachte das alles wohligh-müde, fast zufrieden. Zum letzten Mal in der Spardose, die Spardose war kein Porzellanschwein mit Schlitz. Es gab viele Spardosen. Also jetzt endlich die zufällige Seite 127. "Alle Menschen tragen ein Sortiment von Wörtern mit sich herum, das sie zur Rechtfertigung ihrer Handlungen, Überzeugungen und ihres Lebens einsetzen. Es sind die Wörter, in denen wir das Lob unserer Freunde, die Verachtung für unsere Feinde, unsere Zukunftspläne, unsere innersten Selbstzweifel und unsere kühnsten Hoffnungen formulieren. Mit diesen Wörtern erzählen wir, manchmal vorausgreifend und manchmal rückwärtsgewandt, unsere Lebensgeschichte. Ich werde sie das "abschließende Vokabular" einer Person nennen . " Meine schiefunden Perlenwörter, meine viel zu vielen Wörter, meine vergitterten Wörter, meine Fabel-Symbolwörter, meine Kindheitswörter, meine Wissenschaftswörter, meine Wortmonster, meine Wortgeliebten, meine Worteinhörner, Worthirsche, Wortschwäne. Meine weiblichen Wortgrotesken. Mein abschließendes Vokabular.

"Es ist abschließend (final) insofern, als dem Nutzer keine Zuflucht zu nichtzirkulären Argumenten mehr bleibt, wenn der Wert seiner Wörter angezweifelt wird. Über diese Wörter hinaus kann er mit der Sprache nicht kommen; jenseits davon kann er sich nur in hilflose Passivität oder in Gewalt retten. Der kleinere Teil des "abschließenden" Vokabulars besteht aus blassen, dehnbaren, allgegenwärtigen Begriffen wie "wahr", "gut", "richtig" und "schön". Der größere Teil besteht aus dichterem, eher starren und engeren Begriffen, zum Beispiel: "Christus", "England", "fachliche Normen", "Anstand", "Freundlichkeit", "die Revolution", "die Kirche", "progressiv", "rigoros", "kreativ". Die engeren Begriffe leisten den Großteil der Arbeit." Ich habe etwa zwanzig Jahre lang als "Lehrerin" ("dichter", "starrer" Begriff?) gearbeitet, bevor ich in dies Leben ohne Gegenwart verfiel wie Dornröschen in den hundertjährigen Schlaf. Aber ich habe nicht gearbeitet. Die Begriffe in mir haben gearbeitet. Mit allen diesen Begriffen habe ich gearbeitet. Ich habe sie also eingesetzt, zu meiner Rechtfertigung, zu meiner Orientierung, zur Missionierung wechselnder Schüलगenerationen, zu ihrer Bekehrung zum Fach Deutsch, zum Fach Englisch. Sie waren meine trigonometrischen Punkte. Die Landvermesserin Josepha K., die Schwester. Die Landvermesserin und ihr Schloss, das sie in ewigen Zirkelschlüssen umkreist. Mein finales Vokabular. Meine

vielen Wörter, meine wenigen Begriffe. Klack. Klack. Klack. Finaler Hammerschlag. Finaler Rettungsschuss. Klack. Klack. Finales Vokabular. " 'Ironikerin' werde ich eine Person nennen, die drei Bedingungen erfüllt: (1) sie hegt radikale und unaufhörliche Zweifel an dem abschließenden Vokabular, das sie gerade benutzt, weil sie schon durch mehrere Vokabulare beeindruckt war", nein, sie hatte sich verlesen, da stand "andere", nicht "mehrere"; "Vokabulare, die Menschen oder Bücher, denen sie begegnet ist, für endgültig nahmen; sie erkennt, daß Argumente in ihrem augenblicklichen Vokabular diese Zweifel weder bestätigen noch ausräumen können; (2) wenn sie philosophische Überlegungen zu ihrer Lage anstellt, meint sie nicht, ihr Vokabular sei der Realität näher als andere oder habe Kontakt zu einer Macht außerhalb ihrer selbst. Ironikerinnen, die einen Hang zur Philosophie haben, meinen weder, daß die Entscheidung zwischen Vokabularen innerhalb eines neutralen und allgemeinen Meta-Vokabulars getroffen wird, sich durch die Erscheinungen hindurch einen Weg zum Realen zu bahnen, sondern daß sie einfach darin besteht, das Neue gegen das Alte auszuspielen."

Mein Hang zur Philosophie. Ich habe einen Hang zur Philosophie. Ich hänge an der Philosophie. Ich hänge. Ich habe mich an die Philosophie gehängt. Ich habe mich noch nicht aufgehängt. Ich habe mich auch nie entschieden, weder zwischen den Vokabularen noch sonst. Ich bin entschieden worden. Ich habe mich in Realitäten geflüchtet. Und jetzt spiele ich doch auch das Neue gegen das Alte aus? Die neue Stadt gegen die alte. Nein, umgekehrt, die alte Stadt gegen die neue. Die alte Realität gegen die neue. Das alte Denken gegen das neue. Es gibt kein neues Denken. Es gibt die alten Kriege. Und die neuen Revolutionen waren keine. Aber es gibt die schöne neue Welt. Das Ozonloch wird größer, besonders über der nördlichen Hemisphäre. Frauen sind wenig an Politik interessiert. Die ersten Genversuche mit Kartoffeln (oder waren es Rüben?) im freien Land werden durchgeführt. Das Neue wird gegen das Alte ausgespielt. Das Alte hat ausgespielt. Das Neue hat auch schon ausgespielt. Das Spiel ist aus. Mit welchem Vokabular beschreibe ich die neue, die schöne neue Welt. Das Wort "schön" sollte auf jeden Fall fehlen, zwar gehört es zum "kleineren Teil" des "abschließenden Vokabulars", aber es dürfte wohl auch kaum mehr als Zitat zulässig sein. Mein Hang zur Philosophie war schon in jungen Jahren ausgeprägt. Ich hatte Philosophie als Schulfach. Plato hatte ein "abschließendes" Vokabular. Plato war ein sogenannter Realist, in der Sprache der Scholastiker. Ich bin kein Realist in der Sprache der Scholastiker. Ich habe nicht geglaubt, daß hinter den Dingen die wahren Dinge verborgen

sind. Plato für Schüler. Ich sitze in meiner Höhle gefesselt und sehe von allem nur die Schatten. Die Realität ist immer vorhanden. Aber ich habe keinen Zugang zu ihr. Ich habe bloß mein gefesselt Vokabular. Ich lese weiter auf Seite 129. Da erfahre ich, daß ich als Ironikerin "Nominalistin und Historikerin" bin. Ade, Plato, auf immer, ade, Zarathustra. Ich fühle mich nicht durchschaut, aber erkannt, verwandt. Sie las gegen das erneute Hämmern an und gegen die ehrfürchtig durch die Kirche schleichenden, schlendernden, un gelenk sich bewegenden Touristen: "Eine Ironikerin bringt ihre Zeit damit zu, sich besorgt zu fragen, ob sie vielleicht im falschen Stamm Aufnahme gefunden hat, das falsche Sprachspiel zu spielen gelernt habe. Sie macht sich Sorgen, daß der Sozialisationsprozess, der sie zum Menschen gemacht hat, indem er ihr eine Sprache gab, ihr am Ende die falsche Sprache gegeben und sie damit zu einem Menschen der falschen Art gemacht hat. Aber Maßstäbe, an denen das Falsche erkennbar wäre, hat sie nicht zu bieten." Ich weiß jetzt, warum ich hier sitze.

In dieser Augusthitze sitze ich in dieser barocken Kirche, weil ich Abschied nehmen will von allem Barocken, von allem Schiefunden. Von allem, was mich zum Menschen der falschen Art gemacht hat. Ich habe keine Maßstäbe für das, was falsch war. Ich habe keine Maßstäbe für das, was richtig ist. Es ist schon wieder eine Abreise. Wo ist das Ende der Reise? Sie schaute von ihrer Kirchenbank in den Altarraum, der wieder honig-farben leuchtete. Der Christus im übervollen Altarrelief winzig klein. Nur viel Mattweiß auf Schwarz. Es gab keine Offenbarung. Oder Christus war eine skeptische Ironikerin. Seine Worte, sofern sie noch als die seinen identifizierbar waren und zu trennen von untergeschobenen, hatten sein Neues gegen das Alte ausgespielt. War es wirklich ein "abschließendes Vokabular" gewesen, in dem er geredet hatte, oder hatte man es nur dazu gemacht? Lohnte es sich, darüber nachzudenken? Ich wollte aus meinen Rastern springen, aus meinen Denkrastern, Gefühlsrastern, wie die Tiere, meine Lieblinge, aus ihren Gittern sprangen, durch die sie gesteckt waren. Auch sie gehörten zum falschen Stamm, zum falschen Symbolraster, an die falsche Spirale geschmiedet. Die Spirale, meine falsche Sozialisation. Ich lese weiter auf Seite 136: "Eine aktuellere Bezeichnung für das, was ich "Dialektik" genannt habe, wäre "Literaturkritik". Ich bin nicht mehr müde. Und wohligh in meine Augustjacke gewickelt, erfahre ich, daß Hegel noch die "Literatur als Mittel zur Erkenntnis, Schönheit im Dienst der Wahrheit zu sehen" betrachten konnte. Ich bin wirklich im Bann. Denn nun lese ich auf Seite 138: "Für uns Ironiker kann als Kritik an einem abschließenden Vokabular nur ein anderes solches Vokabular dienen; Antwort auf eine Neubeschreibung kann nur

eine Neubeschreibung der Neubeschreibung sein. Weil es über Vokabulare hinaus nichts gibt, was als Entscheidungskriterium zwischen ihnen dient, ist Kritik eine Sache der Betrachtung dieses Bildes und jenes Bildes, nicht eine Sache des Vergleichs beider Bilder mit dem Original...Also können unsere Zweifel an unserem Charakter oder unserer Kultur nur dadurch beseitigt oder beschwichtigt werden, daß wir unsere Kenntnisse erweitern. Das können wir am einfachsten durch Bücherlesen erreichen, und deshalb verbringen Ironikerinnen und Ironiker mehr Zeit mit dem Zuordnen von Büchern als dem Zuordnen von wirklichen, lebendigen Menschen." Das Honiglicht im Altarraum ist fast erloschen. Meine Zeit muss bald um sein. Die Gitter stehen schwarz und schweigend. Ich weiß nun, wer ich bin? Aufgenommen in eine Gemeinschaft, in einen verschworenen Geheimbund, ich, die skeptische Ironikerin? Keine Offenbarung wird mich mehr erschüttern. Ich bin gefeit gegen alle Verführungen des Absoluten. Kein Original wird mich mehr täuschen. Es gab in manchen Zeitungen ein Spiel: Original und Fälschung. Ein Bild war das "Original". Bei der "Fälschung" waren zehn plumpe Abweichungen eingebaut, die müsste man finden. Sie hatte das Spiel als Kind gerne gespielt. Tatsächlich war es schon spät, und sie hätte die Kirche schon schließen können. Daß sie länger verweilte, als sie sollte, war ihr noch nicht passiert. Sie sammelte ihre wenigen Sachen zusammen, blickte sich noch einmal um. Niemand war mehr da. Auch die Handwerker mussten längst gegangen sein. Sie schloss die Tür ab, die nicht besonders gesichert war. Sie würde nicht wiederkommen, sie wusste es. Aber besser, sie warf keinen Blick zurück. Ohnehin würde der Kirchturm ihr Wegweiser bleiben, immer schritt sie ja, in Richtung Stadt gehend, auf ihn zu. Ich habe kein neues Selbstbild geschaffen. Meine Selbsterschaffung hat nicht stattgefunden. Und er schuf Menschen nach seinem Bilde, und er schuf sie als Mann und als Weib. Ich will das Neue gegen das Alte ausspielen. Die uralten Sätze. Wo ist das neue Vokabular für sie. Ich schaffe mein Selbstbild aus den Büchern, die ich lese. Fast wäre sie an dem Modeladen vorbeigegangen, in dem sie den Schlüssel wieder abgeben musste. Draußen standen zwei Ständer; auf dem einen hingen Blusen und Shirts, auf dem anderen bunte Leggings. Wie war sie auf die Idee gekommen, daß dieser Laden auch nur einen Hauch von Exklusivität hatte. Auch die Inneneinrichtung kam ihr plötzlich zwar nicht schäbig, aber doch gewöhnlich vor. Ich schaffe mein Selbstbild durch die Menschen, denen ich begegne. Mein Leben lang habe ich unter mir selbst gelitten. Nicht an meinem fehlenden Selbstbild, sondern an dem vorhandenen, immer falschen. An meinen

Unzulänglichkeiten, an dem Bewusstsein (Bewusstsein? Gefühl?) ständiger Inadäquatheit. Im falschen Stamm geboren, Mensch der falschen Art. Ich war, wo ich war, am falschen Platz. Ich war, wo ich war, zur falschen Zeit. Ich machte, was zu tun war, falsch. "Ich war eine einzige Fälschung." Aber das stimmt so nicht für mich. Ich empfand mich nicht als Fälschung, sondern ganz einfach immer nur als falsch von vornherein. Ich gab mich doch nie für das Richtige (die Richtige?) aus. Also war ich keine Fälschung. Ich erlitt mein Falschsein. Ich lebte es. Lebte ich denn? Lebe ich denn jetzt? Geschmiedet an die Spirale. Geschmiedet an die Begriffe. Geschmiedet an die aufgescheuerten Sinne, an die ans Kreuz geschlagenen Nerven. Und nun befreit? Entgittert? Ihr fiel nichts dazu ein, aber ein Bild tanzte durch ihren Kopf. Da war eine Fernsehwerbung für Würstchen, moderngrotesk. Die Würstchen bilden ein Gitter wie vor einer Gefängniszelle, und der Sträfling dahinter beißt sich seinen Fluchtweg frei.

Interludium 4

Sie ging im Strom der Einkäuferinnen, der Paare und Passanten die Hauptgeschäftsstraße hinunter, die schmal war und durch die Reihe der Straßencafés und Straßenrestaurants noch enger wurde. Die Kirche mit ihrem behäbigen Turm war jetzt hinter der Häuserzeile verschwunden. Sie ging unschlüssig in der Spätnachmittagssonne. Sie wollte nicht nach Hause in die Stille und zugleich verkehrsumbrauste Leere ihres Hauses. Auch da am falschen Platz. Gerade in diesem Augenblick wurde ihr klar, daß der Verkehrslärm ihr dieses Haus für immer unheimlich machen würde. Auch das musste sie bisher verdrängt haben wie so vieles. Die Geschäftigkeit der Straßenszene jedoch tat ihr nach den Stunden in der Kirche gut. Sie beobachtete nicht scharf, sah nicht so genau hin. Aber sie hatte den allgemeinen Eindruck, daß die Menschen gerade, zielstrebig oder auch langsam-schlendernd sicher gingen. Nur sie kam sich wieder schwankend vor, wie angetrunken, instabil. Dabei wusste sie, daß sie von den anderen Menschen bloß so denken wollte. Sie wollte sie in dieser Normalität, die sie bei sich selbst vermisste, nicht, um sich als Einzelne, als Besondere, als Herausgehobene zu empfinden, sondern weil sie das Gefühl hatte, keinen größeren, keinen wirklichen menschlichen Problemen gewachsen zu sein. Sie war doch nur die Fremde im

eigenen Land. Was musste es eigentlich bedeuten, eine Fremde im fremden Land zu sein. Hatte sie jemals auch nur versucht, darüber nachzudenken? Sie las, so viel sie auch las, nie sogenannte Sachliteratur, authentische Erfahrungsberichte, nie Ratgeberliteratur oder wie sich so etwas nannte. Aber sie wollte am allerwenigsten jetzt etwas darüber erfahren, obgleich sogar Frauen mit Schador unter den Passanten waren. Ihr fiel nichts dazu ein, außer daß sie sich einen Moment lang vorstellte, wie heiß es darunter sein müsse. Eine andere Art von Gitter. Sie wusste nicht, wo sie hingehen wollte, aber der Weg führte zum Hafen, einem fast versandeten Nebenfluss der Elbe, jedenfalls im Hafenabschnitt fast versandet wirkenden Flösschen. Keine Schiffe fuhren darauf. Für sie war es selbst bei angestrenzter Phantasie immer noch schwer vorstellbar, daß dies im Mittelalter einst ein bedeutender Hansehafen gewesen war. Er gab jetzt eine malerische Kulisse ab für die Bewohner der Stadt, für die offensichtlich immer zahlreicher werdenden Touristen sowieso. Sie verweilte einen Augenblick lang am Brückengeländer und schaute auf das Stadtmuseum hinüber, das im Dreißigjährigen Krieg den Schweden als Speicherhaus gedient hatte. Die Stadt war lange von den Schweden belagert gewesen, was jetzt zu so intensiven europäisch-vereinigenden Veranstaltungen wie der Schwedischen Woche geführt hatte. Der Dreißigjährige Krieg war in dieser Stadt vor allem noch in imposanten Bauwerken präsent. Am Marktplatz der Stadt gab es ein Zeughaus, also ein Munitionslager aus dem Krieg. Das Haus stand, soviel sie wusste, seit langer Zeit leer; der Stadtverwaltung fiel keine Nutzungsmöglichkeit ein. Aber natürlich war sie von lokalen sogenannten Interna nicht durch tägliche gründliche Zeitungslektüre in Kenntnis gesetzt. Der mächtige Bau musste Riesenmengen an Nahrungsmitteln gefasst haben. Jetzt hatte er etwas Behäbig-Gemütliches. Gemütlich? Nein, das war nicht das Wort. Beschaulich? Jedenfalls erweckte er verschiedene Eindrücke, aber keine Assoziationen an Krieg. Wieso dachte sie daran, immer und immer wieder. Krieg der Begriffe. Krieg in Jugoslawien. Waren das wirklich so meilenweit voneinander entfernte Bereiche? Sie ging weiter zwischen Wasser und Häuserzeile, auf dem alten Kopfsteinpflaster entlang. An einem Haus war eine Gedenktafel für einen General, der in diesem Haus geboren war. Heute war es ein Café, das sogar einen wunderschönen Vorgarten hatte. Unter hohen Bäumen standen einige Tische. Sie setzte sich an einen, auf einen altmodischen hölzernen Gartenstuhl. Eine ganze Weile dachte sie nichts, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und stierte, den schwarzen Punkt vor ihrem linken Auge tanzen lassend, in den kleinen Ausschnitt

Welt, der sich ihr bot. Bei der Kellnerin bestellte sie ein Mineralwasser, heilignüchternes Wasser, dachte sie, diesmal eher belustigt über die groteske Unverhältnismäßigkeit dieser Assoziation, und lauschte den auf den Kieselsteinen knirschenden Schritten nach, als die Kellnerin ins Café zurückging. Die Kiesel waren schön. Sie sahen aus wie lauter etwas zu groß geratene, aber in der Sonne glänzende schiefrunde Perlen.

Sommer 1992